

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

WEISHEIT
UND
WAHRHEIT

in Shakespeares
dramatischen Werken

Eine Sammlung von Lesefrüchten

Zusammengestellt
von Dr. Heinrich Troeger

VORWORT

Dieser nachdenklichen Anthologie ein Wort mit auf den Weg zu geben, suchte ich bei anderen. Ich fand es bei Ludwig Tieck in einer sehr verborgenen Ecke seines heute ebenso verborgenen Romanwerks „Dichterleben“. Es schien mir angemessen, diese reichgegliederte Auswahl, die über „Mensch und Menschenweg“ bis zum „Staatsleben“ in Shakespearezitate abendländischen Weltgeist heraufbeschwört, zu begleiten. Tieck legt es dem Helden seines Romans, Shakespeare selbst, in den Mund:

„Die Begeisterung erfäßt alle Verhältnisse des Lebens, alle Verwicklungen des Schicksals, die Bewegungen des Gemüthes, die Schönheit der Natur, Liebe, Größe, Alles faßt sie in der Kunst und Poesie auf, um den Sterblichen das Geheimnis aufzuschließen, und Furcht und Angst vom Herzen zu lösen.“

Dazu wird diese Sammlung in Stunden der Besinnung beitragen.

Gustav Rudolf Sellner

Denn eine Frag' ist's, die zu lösen bleibe,
Ob Lieb' das Glück führt oder Glück die Liebe.
(Hamlet III, 2)

DAS LEBEN — DOPPELKÖPFIG

Einen Januskopf hat das Leben — das eine Gesicht schaut in die Vergangenheit, das andere in die Zukunft; Gut und Böse, Glück und Unglück, Verdienst und Verderb, Aufstieg und herber Fall, Tugend und Verbrechen, Glanz und Elend stehen nebeneinander im irdischen Leben gehören zueinander, bedingen sich gegenseitig und geben dem Leben seine Farbigkeit und seinen schicksalhaften Charakter. Dies klar erkannt und mit seinen künstlerischen Mitteln immer wieder neu und bildhaft ausgedrückt zu haben, scheint mir das Eigentümlichste an Shakespeares großen Werken zu sein. Darin erblicke ich ihre vielbesprochene Lebensnähe und die unerhörte Menschenkenntnis, die an des Dichters Dramen stets gerühmt wird; er geht nicht einem vorgefaßten Ideal, nicht einer zeitgewohnten Meinung und Gesinnung nach, er läßt die Menschen sprechen und handeln wie sie sind, den Guten gut, den Bösen schlecht und übel — ein jeder handelt wie er muß; in der Gerichtsszene vor dem Dogen in Venedig kommt dies besonders klar zum Ausdruck („Kaufmann von Venedig“ IV, 1); Shylock:

„Es gibt der Leute, die kein schmatzend Ferkel
Ausstehen können; manche werden toll,
Wenn sie 'ne Katze sehn; noch andre können,
Wenn die Sackpfeife durch die Nase singt,
Den Harn nicht bei sich halten, denn die Triebe,
Der innern Stimmung Meister, lenken sie
Nach Lust und Abneigung. Nun, Euch zur Antwort:
Wie sich kein rechter Grund angeben läßt,

Daß der kein schmatzend Ferkel leiden kann,
Der keine Katz', ein harmlos nützlich Tier,
Der keinen Dudelsack; und muß durchaus
Sich solcher unfreiwill'gen Schmach ergeben,
Daß er, belästigt, selbst beläst'gen muß;
So weiß ich keinen Grund, will keinen sagen,
Als eingewohnten Haß und Widerwillen,
Den mir Antonio einflößt, daß ich so
Ein mir nachteilig Recht an ihm verfolge.
Habt Ihr nun eine Antwort?"

Bassanio: „Nein, es ist keine, du fühlloser Mann,
Die deine Grausamkeit entschuld'gen könnte.“

Shylock: „Muß ich nach deinem Sinn dir Antwort geben?"

Bassanio: „Bringt jedermann das um, was er nicht liebt?"

Shylock: „Wer haßt ein Ding und brächt' es nicht gern um?"

Bassanio: „Belästigung ist nicht sofort auch Haß.“

Shylock: „Was? läß'st du dich die Schlange zweimal stechen?"

Antonio: „Ich bitt' Euch, denkt, Ihr rechet mit dem Juden.

Ihr mögt so gut hintreten auf den Strand,
Die Flut von ihrer Höh' sich senken heißen;
Ihr mögt so gut den Wolf zur Rede stellen,
Wenn nach dem Lamm das Schaf Ihr blöken hört;
Ihr mögt so gut den Bergestannen wehren,
Ihr hohes Haupt zu schütteln und zu sausen,
Wenn sie des Himmels Sturm in Aufruhr setzt:
Ihr mögt so gut das Härteste bestehen,
Als zu erweichen suchen — was wär' härter? —
Sein jüdisch Herz.“

Der Narr in „König Lear“ drückt den gleichen Gedanken so aus
(III, 2):

Wenn Priester Worté, nicht Werke häufen,
Wenn Brauer in Wasser ihr Malz ersäufen,
Wenn der Schneider den Junker Lehrer nennt,
Kein Ketzer mehr, nur der Buhler brennt,

Wenn Richter ohne Falsch und Tadel,
Wenn ohne Schulden Hof und Adel,
Wenn Lästung nicht auf Zungen wohnt,
Der Gauner des Nächsten Beutel schont,
Wenn die Wucherer ihr Gold im Felde beschaun,
Und Huren und Kuppler Kirchen baun,
Dann kommt das Reich von Albion
In große Verwirrung und Konfusion,
Dann kommt die Zeit, wer's lebt zu sehn,
Daß man mit Füßen pflegt zu gehn.“

In schlichter Form gibt Shakespeare den gleichen Gedanken in
„Ende gut, alles gut“ (IV, 3):

„Das Gewebe unsres Lebens besteht aus gemischtem Garn,
gut und schlecht durcheinander. Unsre Tugenden würden
stolz sein, wenn unsre Fehler sie nicht geißelten, und unsre
Laster würden verzweifeln, wenn sie nicht von unseren
Tugenden ermuntert würden.“

Man kann dies auch kürzer sagen mit „König Heinrich V.“ (IV, 1):

„Es ist ein Geist des Guten in dem Übel,
Zög' ihn der Mensch nur achtsam da heraus.“

Auch bei den Menschen, auch bei den besten, ist Gut und Böse
fein gemischt; so sagt Mariana in „Maß für Maß“ (V, 1):

„Durch Fehler, sagt man, sind die besten Menschen
Gebildet, werden meist um soviel besser,
Weil sie vorher ein wenig schlimm.“

Und Agrippa in „Antonius und Cleopatra“ (V, 1):

„Doch ihr Götter leiht
Uns Fehler, daß wir Menschen sei'n.“

Das Streben nach dem Guten führt häufig trotz des größten
Eifers zu Mißerfolg und Unglück:

„Der Handwerksmann, der's allzugut will machen,
Verdirbt aus Ehrgeiz die Geschicklichkeit,
Und öfters, wenn man einen Fehl entschuldigt,

Macht ihn noch schlimmer die Entschuldigung;
Wie Flicker, die man setzt auf kleine Risse,
Daß sie den Fehl verbergen, mehr entstellen,
Als selbst der Fehl, eh' man ihn so geflickt.“

(„König Johann“ IV, 2)

Hamlet gibt dem Polonius, den er eben als Horcher hinter dem Vorhang unerkannt erstochen, die Lehre auf den Weg (III, 4):

„Du siehst, zu viel Geschäftigkeit ist mißlich“,

und Lord Albanien warnt den alten Lear (I, 5):

„Ob du das Rechte triffst, entscheid' ich nimmer,
Wer bessern will, macht oft das Gute schlimmer.“

Lady Macduff faßt den Gedanken umgekehrt; sie geht so weit in ihrem Schmerz, daß sie erklärt („Macbeth“ IV, 2):

„Dies ist die ird'sche Welt, wo Böses tun
Oft löblich ist und Gutes tun zuweilen
Verhängnisvolle Torheit.“

Dann nach Glosters Worten in „König Heinrich VI.“ (Zweiter Teil, II, 4):

„So hat der hellste Tag manchmal Gewölk,
Dem Sommer folgt der kahle Winter stets
Mit seinem grimm'gen bitterlichen Frost:
So strömen Freud' und Leid, wie Zeiten wandeln.“

Der alte Escolus hat es schon selbst erfahren („Maß für Maß“ II, 1):

„Der steigt durch Schuld, der muß durch Tugend fallen;
Vom Eis, das bricht, kommt der gesund herab,
Den stürzt ein einz'ger Fehltritt in das Grab.“

Die Wege des Schicksals sind oft wundersam („Cymbeline“ IV, 2):

„Ein tiefer Fall führt oft zu höherm Glück.“

Es ist der Lauf der Welt:

„Die Jungen steigen, wenn die Alten fallen.“

(„König Lear“ III, 3)

doch kann's auch anders gehen („König Lear“ II, 2):

„Das Glück 'nes braven Kerls kommt wohl einmal ins Wanken.“

Fortuna ist sehr launisch; Heinrich IV. klagt („König Heinrich IV.“ II. Teil, IV, 4):

„Und muß so gute Zeitung krank mich machen?
Kommt nie das Glück mit beiden Händen voll?
Schreibt seine schönsten Wort' in garst'gen Zügen?
Es gibt entweder Eßlust ohne Speise,
Wie oft dem Armen, oder einen Schmaus
Und nimmt die Eßlust weg: so ist der Reiche,
Der Fülle hat und ihrer nicht genießt.“

Die Not bringt vielfach Segen:

„Oft zeigt sich's, Mangel
Wird uns zum Heil und die Entbehrung selbst
Gedeiht zur Hilfe.“ („König Lear“ IV, 1)

Ebenda begegnet uns der gleiche Gedanke noch in anderer Fassung (III, 2):

„Die Kunst der Not ist wundersam; sie macht
Selbst Schlechtes köstlich.“

Umgekehrt heißt es in „König Richard III.“ (I, 3):

„Was süß schmeckt, wird oft bitter beim Verdaun“,

und in „Antonius und Cleopatra“ (I, 2):

„Was wir verachtend oft hinweggeschleudert,
Das wünschen wir zurück. Erfüllte Freude,
Durch Zeitumschwung
Ins Gegenteil; gut ist sie nun, weil tot.“

Ferner (ebenda V, 1):

„Seltsam ist's,
Daß uns Natur das zu beweinen zwingt,
Was wir erstrebt mit Eifer.“

Die Hoffnung gibt in schwerster Lage noch Trost und Ausgleich; König Lear im tiefsten Elend sagt (IV, 1):

„Ist man ganz elend,
Das niedrigste vom Glück geschmähteste Wesen,
Lebt man in Hoffnung noch und nicht in Furcht.
Beweinenswerter Wechsel trifft nur Bestes.
Das Schlimmste kehrt zum Lachen. Drum willkommen,
Du wesenlose Luft, die ich umfaßt,
Der Ärmste, den du warfst ins tiefe Elend,
Fragt nichts nach deinen Stürmen.“

Freilich darf man nicht müßig sein, wenn Unheil droht und Unglück drückt, muß man sich selbst zu helfen wissen:

„Geht's nicht grad' aus, so sieht man, wie man's macht;
Herein zum Fenster oder übern Graben.
Wer nicht bei Tage gehn darf, schleicht bei Nacht,
Und wie man dran kommt, haben ist doch haben.
Weit oder nah, gut Schießen bringt Gewinn,
Und ich bin ich, wie ich erzeugt auch bin.“

(„König Johann“ I, 1)

Ausdauer und Geschicklichkeit führen meist zum Ziel, die Not gibt andern Maßstab:

„Verderben würd' und sterben Fleiß und Kunst,
Errängen sie nicht Vorzug. Kommt, der Hunger
Würzt die geringe Mahlzeit. Müdigkeit
Schnarcht auf dem Stein und Trägheit findet hart
Das Daunenbett.“

(„Cymbekine“ III, 6)

Die Mischung von Gut' und Schlechtem finden wir nicht nur im Menschenleben, auch die Natur ist so gestaltet:

„Es wächst die Erdbeer' unter Nesseln auf,
Gesunde Beeren reifen und gedeihn
Am besten neben Früchten schlechter Art.“

(„König Heinrich V.“ I, 1)

Die schlechten Früchte wachsen sogar schneller und üppiger:

„Klein Kraut ist fein, groß' Unkraut hat Gedeihn.“

(„König Richard III.“ II, 4)

Es warnt der Narr den unerfahrenen König Lear (I, 4):

„Grasmücke so lange den Kuckuck speist,
Bis sein Junges ihr endlich den Kopf abreißt.“

Der übel-böse Jago kennt die Welt des Schlechten und macht sie sich zunutze („Othello“ III, 3):

„Aufrichtig sein und redlich, bringt Gefahr“, ferner
„Klug sollt' ich sein, denn Gradheit ist 'ne Törin,
Die das verfehlt, wonach sie strebt.“

Wer ehrlich ist, wird meist darunter leiden, die Großmut ist nicht anders dran (Flavius in „Timon von Athen“ I, 2):

„Schade, daß Großmut nicht kann rückwärts sehn:
So muß an ihrem Sinn sie untergehn.“

Cordelia kann mit vollem Rechte von sich sagen, als sie mit ihrem Plan der Rettung des geliebten Vaters scheitert („König Lear“ V, 3):

„Ich bin nicht die Erste
Die, Gutes wollend, dulden muß das Schwerste.“

Enttäuschung hat auch Kardinal Wolsey erfahren („König Heinrich VIII.“ III, 2):

„So ist des Menschen Treiben: heute sprießen
Der Hoffnung zarte Knospen, morgen blühn sie
Und kleiden ihn in dichten Blumenschmuck
Und übermorgen, tödlich, kommt ein Frost.“

Doppelköpfig ist das irdische Leben nur bei menschlicher Betrachtung, die Götter haben andre Maße; drum gilt der Satz:

„Denn an sich ist nichts weder gut noch böse;
Das Denken macht es erst dazu.“

(„Hamlet“ II, 2)

So verschieden die Charaktere der Menschen sind, so mannigfaltig ist ihr Denken und Handeln und so unterschiedlich ihre Stellung zum Leben. „Des einen sein Uhl ist des andern sein Nachtigall“; was diesem schwarz erscheint, nennt jener weiß. So auch bei Shakespeare:

Julia: „So rätst du, mein Lieb' auf ihn zu werfen?“

Lucetta: „Ja, glaubt Ihr nicht die Liebe weggeworfen.“

Julia: „Er nur allein bewegte nie mich schmerzlich.“

Lucetta: „Doch er allein nur liebt gewiß Euch herzlich.“

Julia: „Er spricht fast nie, das ist nicht Leidenschaft.“

Lucetta: „Verdecktes Feuer brennt mit größrer Kraft.“

Julia: „Nicht liebt, wer nimmer offenbart die Liebe.“

Lucetta: „Und minder liebt, wer andern zeigt die Liebe.“

(„Die beiden Veroneser“ I, 2)

Trotzdem oder gerade deshalb kann Hamlet sagen (III, 2):

„Ei, der Gesunde hüpfet und lacht
Dem Wunden ist's vergällt;
Der eine schläft, der andre wacht,
Das ist der Lauf der Welt.“

MENSCH UND MENSCHENWEG

Dieser Abschnitt will die Stellen aus den Dramen Shakespeares zusammenfassen, die den Sinn des Daseins in bewußter Stellungnahme der bekennenden Personen zu deuten trachten. Nichts Einheitliches sagt der Dichter, kein eigenes Bekenntnis hören wir; das überrascht uns nicht, nachdem der vorige Abschnitt uns belehrt hat, daß in Shakespeares Dramen das Leben doppelköpfig ist.

Es kann den Kenner nicht verwundern, daß Worte aus dem Hamlet-Drama das Rückgrat dieses Abschnittes bilden. Ich beginne mit den Worten des dänischen Prinzen, die den Menschen ein Meisterwerk der Schöpfung nennen, Worte, die auch ironisch verstanden werden können.

„Welch ein Meisterwerk ist der Mensch / wie edel durch Vernunft / wie unbegrenzt an Fähigkeiten / in Gestalt und Bewegung wie bedeutend und wunderbar / im Handeln wie ähnlich einem Engel / im Begreifen wie ähnlich einem Gott / die Zierde der Welt / das Vorbild der Lebendigen / und doch, was ist mir diese Quintessenz von Staub? Ich habe keine Lust am Manne und am Weibe auch nicht, wiewohl ihr das durch euer Lächeln zu bezweifeln scheint.“

(„Hamlet“ II, 2)

Und doch, wie schwächlich ist dies Meisterwerk der Schöpfung, wenn es Gewissen hat. Im Schauspiel kann der Mensch nach seinen Vorstellungen die Seele leidenschaftlich zwingen, Tränen strömen lassen und die Zuschauer erschüttern, doch wenn's um Taten geht, fehlt's oft an Kraft zu handeln:

„Jetzt bin ich allein.

O, Welch ein Schurk' und niedrer Sklav' bin ich!
Ist's nicht erstaunlich, daß der Spieler hier
Bei einer bloßen Dichtung, einem Traum
Der Leidenschaft, vermochte seine Seele
Nach eignen Vorstellungen so zu zwingen,
Daß sein Gesicht von ihrer Regung blaßte,
Sein Auge naß, Bestürzung in den Mienen,
Gebrochne Stimm', und seine ganze Haltung
Gefügt nach seinem Sinn! Und alles das um nichts!
Um Hekuba!

Was ist ihm Hekuba, was ist er ihr,
Daß er um sie soll weinen? Hätte er
Das Stichwort und den Ruf zur Leidenschaft,
Wie ich: was würd' er tun? Die Bühn' in Tränen
Ertränken und das allgemeine Ohr
Mit grauser Red' erschüttern; bis zum Wahnwitz
Den Schuld'gen treiben und den Freien schrecken,
Unwissende verwirren, ja betäuben
Die Fassungskraft des Auges und des Ohrs.

Und ich,
Ein blöder, schwachgemuter Schurke, schleiche
Wie Hans der Träumer, meiner Sache fremd,
Und kann nichts sagen, nichts für einen König,
An dessen Eigentum und teurem Leben
Verdammter Raub geschah! Bin ich 'ne Memme?
Wer schilt mich Schelm? bricht mir den Kopf entzwei?
Rauft mir den Bart und bläst ihn mir ins Antlitz?
Zwickt an der Nase mich? und straft mich Lügen
Tief in den Hals hinein? Wer tut mir dies?
Ha! ich nähm's hin am End'. — Es ist nicht anders:
Ich hege Taubenmut, mir fehlt's an Galle,
Die bitter macht den Druck, sonst hätt' ich längst
Mit dieses Sklaven Aas des Landes Geier
Gemästet. Blut'ger, kupplerischer Bube!
Fühlloser, falscher, geiler, schnöder Bube!

Ha, Welch ein Esel bin ich! Trefflich brav,
Daß ich, der Sohn von einem teuren Vater,
Der mir ermordet ward, von Höll' und Himmel
Zur Rache angespornt, mit Worten nur,
Wie eine Hure, muß mein Herz entladen
Und mich aufs Fluchen legen, wie ein Weibsbild,
Wie eine Küchenmagd!
Pfui darüber! Frisch ans Werk, mein Kopf! Hm, hm!
Ich hab' gehört, daß schuldige Geschöpfe,
Bei einem Schauspiel sitzend, durch die Kunst
Der Bühne so getroffen worden sind
Im innersten Gemüt, daß sie sogleich
Zu ihren Missetaten sich bekannt:
Denn Mord, hat er schon keine Zunge, spricht
Mit wundervollen Stimmen. Sie sollen was
Wie die Ermordung meines Vaters spielen
Vor meinem Oheim: ich will seine Blicke
Beachten, will ihn bis ins Leben prüfen:
Stutzt er, so weiß ich meinen Weg. Der Geist,
Den ich gesehen, kann ein Teufel sein;
Der Teufel hat Gewalt, sich zu verkleiden
In lockende Gestalt; ja, und vielleicht,
Bei meiner Schwachheit und Melancholie
(Da er sehr mächtig ist bei solchen Geistern),
Täuscht er mich zum Verderben; ich will Grund,
Der sichrer ist. Das Schauspiel sei die Schlinge,
In die den König sein Gewissen bringe!“ („Hamlet“ II, 2)

Gerade der hochbegabte Mensch, der die Gedanken pflegt, nach
Ehre strebt, kommt sich als elend Vieh vor, weil sein Gewissen
ihn zurückhält, das zu tun, wonach die Leidenschaften in ihm
schrein:

„Wie jeder Anlaß mich verklagt und spornt
Die träge Rache an! Was ist der Mensch,
Wenn seiner Zeit Gewinn, sein höchstes Gut
Nur Schlaf und Essen ist? Ein Vieh, nichts weiter.
Gewiß, der uns mit solcher Denkkraft schuf,

Voraus zu schaun und rückwärts, gab uns nicht
Die Fähigkeit und göttliche Vernunft,
Um ungebraucht in uns zu schimmeln. Nun,
Sei's viehisches Vergessen, oder sei's
Ein banger Zweifel, welcher zu genau
Bedenkt den Ausgang – ein Gedanke, der,
Zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur
Und stets Dreiviertel Feigheit hat – ich weiß nicht,
Weswegen ich noch lebe, um zu sagen:
„Dies muß geschehn“; da ich doch Grund und Willen
Und Kraft und Mittel hab', um es zu tun.
Beispiele, die zu greifen, mahnen mich:
So dieses Heer von solcher Zahl und Stärke,
Von einem zarten Prinzen angeführt,
Des Mut, von hoher Ehrbegier geschwellt,
Die Stirn dem unsichtbaren Ausgang beut
Und gibt sein sterblich und verletzbar Teil
Dem Glück, dem Tode, den Gefahren preis,
Für eine Nußschal'. Wahrhaft groß sein, heißt
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen;
Doch einen Strohalm selber groß verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel. Wie steh' denn ich,
Den nicht des Vaters Mord, der Mutter Schande,
Antriebe der Vernunft und des Geblüts,
Den nichts erweckt? Ich seh' indes beschämt
Den nahen Tod von zwanzigtausend Mann,
Die für 'ne Grille, ein Phantom des Ruhms,
Zu Grab gehn wie ins Bett: es gilt ein Fleckchen,
Worauf die Zahl den Streit nicht führen kann;
Nicht Gruft genug und Raum, um die Erschlagenen
Nur zu verbergen. Oh, von Stund' an trachtet
Nach Blut, Gedanken, oder seid verachtet!“ („Hamlet“ IV, 5)

In Erkenntnis seiner menschlichen Schwäche fordert Hamlet die
Güte, welche die Ehre und Würde des Menschen beweist:

„Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst,
Und wer ist vor Schlägen sicher?

Behandelt sie nach Eurer eigenen Ehre und Würdigkeit;
Je weniger sie verdienen, desto mehr Verdienst hat dann
Eure Güte.“ („Hamlet“ II, 2)

Der alte Polonius, der seinen Sohn Laertes in die weite Welt
schickt, gibt ihm als Lebensregel auf den Weg:

„Gib den Gedanken, die du hegst, nicht Zunge,
Noch einem Ungebührlichen die Tat.
Leutselig sei, doch keineswegs gemein.
Dem Freund, der dein und dessen Wahl erprobt,
Mit eh'rnem Reifen klammr' ihn an dein Herz.
Doch härte deine Hand nicht durch Begrüßung
Von jedem neugeheckten Bruder. Hüte dich,
In Händel zu geraten; bist du drin,
Führ' sie, daß sich dein Feind vor dir mag hüten.
Dein Ohr leih' jedem, wen'gen deine Stimme;
Nimm Rat von allen, aber spar' dein Urteil.
Die Kleidung kostbar, wie's dein Beutel kann,
Doch nicht ins Grillenhafte; reich, nicht bunt;
Denn es verkündigt oft die Tracht den Mann,
Und die vom ersten Rang und Stand in Frankreich
Sind darin ausgesucht und edler Sitte.
Kein Borger sei und auch Verleiher nicht;
Sich und den Freund verliert das Darlehn oft,
Und Borgen stumpft der Wirtschaft Spitze ab.
Dies über alles; sei dir selber treu,
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgendwen.“ („Hamlet“ I, 3)

Ganz anders ist die Haltung in der Römerwelt des Corio-
lanus (V,1):

„Und sind die Adern leer, ist kalt das Blut,
Dann schmollen wir dem Morgen, sind unwillig
Zu geben und vergeben; doch gefüllt
Die Röhren und Kanäle unsers Bluts
Mit Wein und Nahrung, macht die Seele schmeid'ger
Als priesterliches Fasten.“

Dem enttäuschten König Lear gibt der Narr folgenden Reim als Lebensregel, doch zu spät (I, 4):

„Halt, was du verheißt,
Verschweig, was du weißt,
Hab mehr, als du leihst,
Reit immer zumeist,
Sei wachsam im Geist,
Nicht würfle zu dreist,
Laß Dirnen und Wein
Und Tanz und Schalmein,
So findest du den Stein
Der Weisen allein.“

Der alte König erwidert ihm (II, 4):

„Wir sind nicht wir,
Wenn die Natur im Druck die Seele zwingt,
Zu leiden mit dem Körper.“

Im gleichen Drama setzt der vielgeprüfte Edgar dieser Erfahrung die Krone auf mit der Erkenntnis (V, 2):

„Dulden muß der Mensch.
Sein Scheiden aus der Welt wie seine Ankunft.
Reif sein ist alles.“

Macbeth, der alle Schranken des Gewissens sprengte, um auf den Königsthron zu kommen und ihn sich zu erhalten, der den Genuß der Macht gehabt und zäh verteidigt, steht am Ende mit leeren Händen da; ihm fehlt das Wichtigste im Leben: Zufriedenheit.

„Nichts ist gewonnen; Alles bleibt zurück,
Fehlt uns am Ziel Zufriedenheit und Glück.
S'ist sicher, das zu sein, was wir zerstören,
Als durch Zerstörung selbst uns zu betören.“

Die Hofdame in „König Heinrich VIII.“ (II, 3) sagt dasselbe mit den Worten:

„Ja, Zufriedenheit ist unser bestes Gut.“

Den goldnen Mittelweg empfiehlt die Gräfin ihrem Sohne Bertram („Ende gut, alles gut“ I, 1):

„Dich segn' ich, Bertram! gleiche deinem Vater
An Sinn wie an Gestalt; Blut so wie Tugend
Regieren dich gleichmäßig, deine Güte
Entspreche deinem Stamm. Lieb' alle, wen'gen traue;
Beleid'ge keinen; sei dem Feinde furchtbar,
Durch Kraft mehr als Gebrauch! den Feind bewahre
So wie dein Herz. Laß dich um Schweigen tadeln,
Doch nie um Reden schelten. Was der Himmel
Dir sonst an Segen spenden und mein Beten
Erflehn mag, fall' auf dieses Haupt!“

Der Herzog in „Maß für Maß“ (I, 1) spricht die Verpflichtung aus, die Gaben der Natur im Leben einzusetzen:

„Wenn unsre Kraft
Nicht strahlt nach außen hin, wär's ganz so gut,
Als hätten wir sie nicht. — Geister sind schön geprägt
Zu schönem Zweck; noch leiht jemals Natur
Den kleinsten Skrupel ihrer Trefflichkeit,
Daß sie sich nicht, als wirtschaftliche Göttin,
Den Vorteil eines Gläub'gers ausbedingt,
So Dank wie Zinsen.“

SCHICKSAL

„Es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist alles.“

(„Hamlet“ V, 2)

Als Graf von Gloster auf die Verfinsterungen von Sonne und Mond hinweist und daraus auf die Zukunft schließen will, antwortet Edmund („König Lear“ I, 2):

„Das ist die ausbündige Narrheit dieser Welt,
Daß, wenn wir an Glück krank sind (oft durch
Übersättigung unsres Wesens), wir die Schuld
Unsrer Unfälle auf Sonne, Mond und Sterne schieben,
Als wenn wir Schurken wären durch Notwendigkeit;
Narren durch himmlische Einwirkung; Schelme,
Diebe und Verräter durch die Übermacht der Sphären;
Trunkenbolde, Lügner und Ehebrecher durch erzwungene
Abhängigkeit von planetarischem Einfluß; und alles,
Worin wir schlecht sind, durch göttlichen Anstoß.
Eine herrliche Ausflucht für den Liederlichen, seine
Hitzige Natur den Sternen zur Last zu legen!
Mein Vater ward mit meiner Mutter einig unterm
Drachenschwanz, und meine Naivität fiel unter
ursa major; und so folgt denn, ich müsse rauh
Und verbuhlt sein. Ei was, ich wäre geworden,

Was ich bin, wenn auch der jungfräulichste
Stern am Firmament auf meine Bastardisierung
Geblickt hätte.“

Hören wir Cicero in „Julius Cäsar“ (I, 3):

„Gewiß, die Zeit ist wunderbar gelaunt.
Doch Menschen deuten oft nach ihrer Weise
Die Dinge, weit entfernt vom wahren Sinn.“

Wir kennen die Zukunft nicht, es muß uns genügen, gläubig
zu vertrauen, daß

„Der Himmel legt in alles Zweck.“

(„König Heinrich VIII.“ II, 1)

Auch wenn es einmal scheint, als wenn das Schicksal,

„das diese niedre Welt und
was darinnen als Werkzeug braucht“,

höchst ungerecht verführe und den Übeltätern den Lohn zukom-
men ließe, darf man das Gottvertrauen nicht verlieren. Hören
wir Gaunt in „König Richard II.“ (I, 2):

„Doch weil Bestrafung in den Händen liegt,
Die das getan, was wir nicht strafen können,
Befehlen wir dem Himmel unsre Klage,
Der, wenn er reif die Stund' auf Erden sieht,
Aufs Haupt der Sünder heiße Rache regnet.“

Und Clarence in „König Richard III.“ (I, 4):

„Wenn Gott gerochen sein will für die Tat,
O dennoch wißt, er tut es öffentlich:
Nehmt nicht die Sach' aus seinem mächt'gen Arm;
Er braucht nicht krumme, unrechtmäß'ge Wege,
Um die, so ihn beleidigt, wegzuräumen.“

Gottes Wege sind wunderbar und dem menschlichen Verstande
nicht immer zugänglich; oft streben wir gerade nach der falschen
Richtung und beten um unser Unheil, davor das Schicksal uns
bewahrt; Hamlet sagt (V, 2):

„Laßt uns einsehn,
Daß Unbesonnenheit uns manchmal dient,

Wenn tiefe Pläne scheitern; und das lehr' uns,
Daß eine Gottheit unsre Zwecke formt,
Wie wir sie auch entwerfen.“

Ihn bestätigt Menerates in „Antonius und Cleopatra“ (II, 1):

„Wir Blinden bitten
Oft unser eignes Leid, das weise Mächte
Zu unserm Wohl versagen. So sind wir reicher
Durch des Gebets Verlust.“

und ein Edelmann in „Ende gut, alles gut“ (IV, 3):

„Gott erbarme sich unsers Abfalls! Was sind wir für
Geschöpfe, wenn wir unsern eigenen Weg gehn!“

Ähnlich der König im Schauspiel („Hamlet“ III, 2):

„Will' und Geschick sind stets in Streit befangen.
Was wir ersinnen, ist des Zufalls Spiel;
Nur der Gedank' ist unser, nicht sein Ziel.“

Ebenso Pandulpho in „König Johann“ (III, 4):

„Nun, wenn das Glück den Menschen wohlthun will,
So blickt es sie mit droh'nden Augen an.“

Das Schicksal läßt sich nicht vermeiden:

„Gedenkt nur an das alte Lied,
Es gilt noch heut' wie gestern;
Was einmal sein soll, das geschieht,
Der Kuckuck sucht nach Nestern.“

(„Ende gut, alles gut“ I, 3)

„Was Schicksal auflegt, muß der Mensch ertragen;
Es hilft nicht, gegen Wind und Flut sich schlagen.“

(„König Heinrich VI.“ III. I, IV, 3)

„Nun walte, Schicksal! Niemand ist sein eigen;
Was sein soll, muß geschehn: so mag sich's zeigen.“

(„Was ihr wollt“ I, 5)

Wenn uns das Schicksal hart anfaßt, dann heißt es stark sein:

„Glück, du weißt,
Triffst du uns hart, so trotzen wir zumeist.“

(„Antonius und Cleopatra“ III, 10)

„Das bejammern oder fürchten,
Was unvermeidlich ist, wär' kind'sche Schwäche.“

(„König Heinrich VI.“ III. T. V, 4)

„Beweinen Unvermeidliches sei Torheit
Sowohl, als drüber lachen.“

(„Coriolanus“ III, 4)

„Stürzt gleich des Glückes Bosheit meine Größe,
Mein Sinn geht über seines Rades Kreis.“

(„König Heinrich VI.“ III. T. IV, 3)

Bietet uns das Schicksal eine Gelegenheit, dann müssen wir
zupacken:

„Wer sucht und greift nicht, was ihm einmal zuläuft,
findet's nie wieder.“ („Antonius und Cleopatra“ II, 7)

„Wer das Glück hat, führt die Braut heim,
Wer am schnellsten reitet, sticht den Ring.“

(„Der Widerspenstigen Zähmung“ I, 1)

Insofern ist unser Verstand ein Teil von unserm Glück:

„Ich seh', Verstand
Der Menschen ist ein Teil von ihrem Glück,
Und auß're Dinge ziehn das inn're Wesen
Sich nach, daß eines wie das andre krank.“

(„Antonius und Cleopatra“ III, 11)

„Oft ist's der eigne Geist, der Rettung schafft,
Die wir beim Himmel suchen. Unserer Kraft
Verleiht er freien Raum, und nur dem Trägen,
Dem Willenlosen, stellt er sich entgegen.
Wer klügelnd abwägt und dem Ziel entsagt,
Weil er vor dem, was nie geschehn, verzagt,
Erreicht das Größte nie.“

(„Ende gut, alles gut“ I, 1)

„Ein jeder Platz, besucht vom Aug' des Himmels,
Ist Glückshafen einem weisen Mann.“

(„König Richard II.“ I, 3)

„Wenn Klugheit mit dem Glück den Kampf beginnt,
Und jene wagt nur alles, was sie kann,
Ist ihr der Sieg gewiß.“ („Antonius und Cleopatra“ III, 11)

Freilich läßt sich das Schicksal nicht zwingen, doch kann aus
böser Absicht niemals gute Frucht erstehn:

„Doch zu begreifen ist's bei bösen Wegen,
Daß sie am Ende nie gedeihn zum Segen.“
(„König Richard II.“ II, 1)

LEBEN UND TOD

Leben und Sterben, Schlafen und Träumen, Zeit und Geschichte
sind häufig in Shakespeares Werk behandelt und geben zur
Formulierung letzter Einsicht Anlaß. Ich stelle an den Anfang
die Betrachtung des gefangenen Königs Richard des Zweiten im
Gefängnis Pampret („König Richard II.“ V, 5):

„Ich habe nachgedacht, wie ich der Welt
Den Kerker, wo ich lebe, mag vergleichen;
Und, sintemal die Welt so volkreich ist,
Und hier ist keine Kreatur, als ich,
So kann ich's nicht, — doch grübl' ich es heraus.
Mein Hirn soll meines Geistes Weibchen sein,
Mein Geist der Vater; diese zwei erzeugen
Dann ein Geschlecht stets brütender Gedanken,
Und die bevölkern diese kleine Welt,
Voll Launen, wie die Leute dieser Welt:
Denn keiner ist zufrieden. Die bessrer Art,
Als geistliche Gedanken, sind vermengt
Mit Zweifeln, und sie setzen selbst die Schrift
Der Schrift entgegen.

Als: „Laßt die Kindlein kommen“; und dann wieder:

„In Gottes Reich zu kommen, ist so schwer,

Als ein Kamel geht durch ein Nadelöhr.“

Die, so auf Ehrgeiz zielen, sinnen aus

Unglaubliches: mit diesen schwachen Nägeln

Sich Bahn zu brechen durch die Kieselrippen

Der harten Welt hier, dieser Kerkerwände;

Und, weil's unmöglich, härmt ihr Stolz sie tot.

Die auf Gemütsruh zielen, schmeicheln sich,
Daß sie des Glückes erste Sklaven nicht,
Noch auch die letzten sind; wie arme Bettler,
Die, in den Stock gelegt, die Schmach bemänteln,
Weil vielen das geschah und noch geschehen wird.
In dem Gedanken finden sie dann Trost,
Ihr eignes Unglück tragend auf dem Rücken
Von andern, die zuvor das Gleiche traf.
So spiel' ich viel Personen ganz allein,
Zufrieden keine; manchmal bin ich König,
Dann macht Verrat mich wünschen, ich wär' Bettler;
Dann werd' ich's, dann beredet Dürftigkeit
Mich drückend, daß mir besser war als König.
Dann werd' ich wieder König, aber bald
Denk' ich, daß Bolingbroke mich hat entthront,
Und bin stracks wieder nichts: doch wer ich sei,
So mir als jedem sonst, der Mensch nur ist,
Kann nichts genügen, bis er kommt zur Ruh,
Indem er nichts wird. —

Hör' ich da Musik?

Ha, haltet Zeitmaß! — Wie so sauer wird
Musik, so süß sonst, wenn die Zeit verletzt
Und das Verhältnis nicht geachtet wird!
So ist's mit der Musik des Menschenlebens.
Hier tadl' ich nun mit zärtlichem Gehör
Verletzte Zeit an einer irren Saite,
Doch für die Eintracht meiner Würd' und Zeit,
Hatt' ich kein Ohr, verletztes Maß zu hören.
Die Zeit verdarb ich, nun verderbt sie mich,
Denn ihre Uhr hat sie aus mir gemacht:
Gedanken sind Minuten, und sie ticken
Mit Seufzern ihre Zahlen an das Zifferblatt
Der Augen, wo mein Finger wie ein Zeiger
Stets hinweist, sie von Tränen reinigend.
Der Ton nun, der die Stunden melden soll,
Ist lautes Stöhnen, schlagend auf die Glocke

Mein Herz: So zeigen Seufzer, Tränen, Stöhnen,
Minute, Stund' und Zeit; — doch meine Zeit
Jagt zu im stolzen Jubel Bolingbrokes,
und ich steh' faselnd hier, sein Glockenhans. —
Wenn die Musik doch schwieg', sie macht mich toll!
Denn hat sie Tollen schon zum Witz geholfen,
In mir, so scheint's, macht sie den Weisen toll.
Und doch, gesegnet sei, wer mir sie bringt!
Denn sie beweist ja Lieb', und die für Richard
Ist fremder Schmuck in dieser Hasserwelt.“

In knappen Worten spricht Perikles dieselben Gedanken aus
(II, 3):

„Ich seh's, die Zeit ist Königin des Menschen,
Ist seine Mutter und sein Grab; sie gibt,
Was ihr behagt, und nicht, was ihm beliebt.“

Den verschiedenen Rhythmus der Zeit erklären uns Salarino
und Graziano in „Kaufmann von Venedig“ (II, 5):

„Verliebte laufen stets der Uhr voraus.

Salarino: Oh, zehnmal schneller fliegen Venus' Tauben,
Den neuen Bund der Liebe zu versiegeln,
Als sie gewohnt sind, unverbrüchlich auch
Gegebne Treu' zu halten.“

Graziano: „So geht's in allem: wer steht auf vom Mahl
Mit gleicher Eßlust, als er niedersaß?
Wo ist das Pferd, das seine lange Bahn
Zurückmißt mit dem ungedämpften Feuer,
Womit es sie betreten? Jedes Ding
Wird mit mehr Trieb erjaget, als genossen.
Wie ähnlich dem verwöhnten Muttersöhnchen
Eilt das beflaggte Schiff aus heim'scher Bucht,
Umkost, umschmeichelt vom Verführer Wind!
Wie kehrt es heim gleich dem verlorenen Sohn,
Zerlumpt die Segel, Ribben abgewittert,
Nackt ausgeplündert vom Verführer Wind!“

Rosalinde in „Wie es euch gefällt“ (III, 2):

„Die Zeit reiset in verschiedenem Schritt mit
verschiednen Personen. Ich will euch sagen, mit wem
die Zeit den Paß geht, mit wem sie trabt, mit wem sie
galoppiert, und mit wem sie stillsteht.“

Orlando: „Ich bitte dich, mit wem trabt sie?“

Rosalinde: „Ei, sie trabt hart mit einem jungen Mädchen
zwischen der Verlobung und dem Hochzeitstage. Wenn auch
nur acht Tage dazwischen hingehn, so ist der Trab der
Zeit so hart, daß es ihr wie acht Jahre vorkommt.“

Orlando: „Mit wem geht die Zeit den Paß?“

Rosalinde: „Mit einem Priester, dem es an Latein gebricht, und
einem reichen Manne, der das Podagra nicht hat. Denn
der eine schläft ruhig, weil er nicht studieren kann, und
der andre lebt lustig, weil er keinen Schmerz fühlt; den
einen drückt nicht die Last dürrer und auszehrender Ge-
lehrsamkeit, der andre kennt die Last schweren mühseligen
Mangels nicht. Mit diesen geht die Zeit den Paß.“

Orlando: „Mit wem galoppiert sie?“

Rosalinde: „Mit Advokaten in Gerichtsferien; denn sie schlafen
von Session zu Session, und werden also nicht gewahr, wie
die Zeit fortgeht.“

Ganz allgemein stellt Proteus in „Die beiden Veroneser“ fest
(III,1):

„Die Zeit ist Amm' und Mutter alles Guten.“

Doch nicht nur das Gute, auch das Schlechte, ferner Vergeltung,
Ausgleich, Trost und Hilfe bringt die Zeit; so kann Enobarbus
in „Antonius und Cleopatra“ aussprechen (II, 2):

„Jegliche Zeit
Paßt wohl für das, was sie zutage bringt.“

und Olivia betonen in „Was ihr wollt“ (V,1):

„Und so bringt das Dreherchen der Zeit seine
gerechte Vergeltung herbei.“

Wie ein ewiger Strom zieht alles Leben durch die Zeit, ver-
knüpfend Vergangenheit und Zukunft, Schicksal gestaltend.
König Heinrich IV. klagt zu Warwick und Surwey (II. Teil, III, 1):

„O Himmel, könnte man im Buch des Schicksals
Doch lesen und der Zeiten Umwälzung,
Die Berge ebnen und das feste Land,
Der Dichte überdrüssig, in die See
Wegschmelzen sehn! und sehn des Ozeans
Umgürtend Ufer für Neptunus Hüften
Ein andermal zu weit. Wie Zufall spielt
Und Wechsel der Veränderung Schale füllt
Mit mancherlei Getränk, schaut er seinen Lauf,
Wie hier Gefahr droht, dort Leiden nahn,
Er schloß' das Buch und setzte sich und stürbe.“

Ihm antwortet Warwick (ebenda), daß sich die Zukunft aus dem
Vergangenen läßt erkennen:

„Ein Hergang ist in aller Menschen Leben
Abbildend der verstorbnen Zeiten Art:
Wer den beachtet, kann, zum Ziele treffend,
Der Dinge Lauf im Ganzen prophezeih'n,
Die, ungeboren noch, in ihrem Samen
Und schwachen Anfang eingeschachtelt liegen;
Dergleichen wird der Zeiten Brut und Zucht.“

Ganz anders faßt Antipholus die Zeit und Zukunft, er findet
keinen Halt und keine Richtung für sich als Menschen im
Geschehen („Die Komödie der Irrungen“ I, 2):

„Wer meinem besten Wohlsein mich empfiehlt,
Der wünscht mir, was ich nie erreichen kann.
Ich gleich' in dieser Welt 'nem Tropfen Wasser,
Der einen andern Tropfen sucht im Meer;
Er stürzt hinein, zu finden den Gefährten,
Und ungesehn verschwimmt er selbst im Forschen.
So ich, indem ich Mutter such' und Bruder,
Verschwind' ich Armer selbst auf ihrer Spur.“

Närrisch empfindet Apemantus dieses Leben („Timon von Athen“ I, 2):

„Heisa, ein Schwarm von Eitelkeit bricht ein!
Sie tanzen, ha! Wahnsinn'ge Weiber sind's.
Ganz solcher Wahnsinn ist die Pracht des Lebens,
Wie dieser Pomp sich zeigt bei dieser Wurzel.
Selbst machen wir zu Narr'n uns, uns zu freun;
Vergeuden Schmeicheln, auszutrinken Menschen,
Auf deren Altar wir es wieder speien,
Mit Haß und Hohn vergiftet. Wer lebt, der nicht
Gekränkt ist oder kränkt? Wer stirbt, und nimmt
Nicht eine Wund' ins Grab von Freundeshand?“

Graziano sieht die Welt viel ruhiger an, als er Antonio, dem Kaufmann von Venedig, entgegenhält (I, 1):

„Ihr macht Euch mit der Welt zuviel zu schaffen:
Der kommt darum, der mühsam sie erkauf.
Mir gilt die Welt nur wie die Welt, Graziano:
Ein Schauplatz, wo man eine Rolle spielt.“

Ebenso Jaques in „Wie es euch gefällt“ (II, 7):

„Die ganze Welt ist Bühne,
Und alle Frau'n und Männer bloße Spieler.
Sie treten auf und gehen wieder ab,
Sein Leben lang spielt einer manche Rollen
Durch sieben Akte hin. Zuerst das Kind,
Das in der Wärt'rin Armen greint und sprudelt;
Der weinerliche Bube, der mit Bündel
Und glattem Morgenantlitz, wie die Schnecke
Ungern zur Schule kriecht; dann der Verliebte,
Der wie ein Ofen seufzt, mit Jammerlied
Auf seiner Liebsten Brau'n; dann der Soldat,
Voll toller Fluch' und wie ein Pardel bärtig,
Auf Ehre eifersüchtig, schnell zu Händeln,
Bis in die Mündung der Kanone suchend
Die Seifenblase Ruhm. Und dann der Richter,
In rundem Bauche, mit Kapaun gestopft,

Mit strengem Blick und regelrechtem Bart,
Voll weiser Spruch' und neuester Exempel
Spielt seine Rolle so. Das sechste Alter
Macht den besockten hageren Pantalon,
Brill' auf der Nase, Beutel an der Seite;
Die jugendliche Hose, wohl geschont,
'Ne Welt zu weit für die verschrumpften Lenden;
Die tiefe Männerstimme, umgewandelt
Zum kindischen Diskante, pfeift und quäkt
In seinem Ton. Der letzte Akt, mit dem
Die seltsam wechselnde Geschichte schließt,
Ist zweite Kindheit, gänzlich Vergessen
Ohn' Augen, ohne Zahn, Geschmack und alles.“

Priesterliche Erfahrung und Aufgeschlossenheit für die Natur spricht aus den Worten des beschaulichen Pater Lorenzo, wenn er das Leben bilderreich umschreibt („Romeo und Julia“ II, 3):

„Der Morgen lächelt froh der Nacht ins Angesicht
Und säumet das Gewölk im Ost mit Streifen Licht.
Die matte Finsternis flieht wankend, wie betrunken,
Von Titans Pfad, besprüht von seiner Rosse Funken.
Eh' höher nun die Sonn' ihr glühend Aug' erhebt,
Den Tau der Nacht verzehrt und neu die Welt belebt,
Muß ich dies Körbchen hier voll Kraut und Blumen lesen;
Voll Pflanzen gift'ger Art und diensam zum Genesen.
Die Mutter der Natur, die Erd', ist auch ihr Grab:
Und ihre Gruft der Schoß, der ihr das Leben gab.
Und Kinder mannigfalt, so all ihr Schoß empfangen,
Sehn wir, gesäugt von ihr, an ihren Brüsten hangen;
An vielen Tugenden sind viele drunter reich,
Ganz ohne Wert nicht eins, doch keins dem andern gleich.
O, große Kräfte sind's, weiß man sie recht zu pflegen,
Die Pflanzen, Kräuter, Stein' in ihrem Innern hegen.
Was nur auf Erden lebt, da ist auch nichts so schlecht,
Daß es der Erde nicht besondern Nutzen brächt'.
Doch ist auch nichts so gut, das, diesem Ziel entwendet,
Abtrünnig seiner Art, sich nicht durch Mißbrauch schändet.

In Laster wandelt sich selbst Tugend, falsch geübt,
Wie Ausführung auch wohl dem Laster Würde gibt.
Die kleine Blume hier beherbergt gift'ge Säfte
In ihrer zarten Hüll' und milde Heilungskräfte:
Sie labet den Geruch und dadurch jeden Sinn;
Gekostet, dringt sie gleich zum Herzen tödend hin.
Zwei Feinde lagern so im menschlichen Gemüte
Sich, immerdar im Kampf verderbter Will' und Güte;
Und wo das Schlecht're herrscht mit siegender Gewalt,
Dergleichen Pflanze frißt des Todes Wurm gar bald.“

Freilich gehört ein ganzer Mann zum Leben, wenn es erfolgreich sein soll, deshalb warnt König Lear (III, 2):

„Wenn der Witz nur schwach und gering bestellt,
Der füge sich still in den Lauf der Welt.“

„Welt, o
Lehrt' uns dein seltsam Wechseln dich nicht hassen,
Das Leben beugte nimmer sich dem Alter.“

(„König Lear“ IV, 1).

Und ferner („König Richard II.“ II, 2):

„Trost wohnt im Himmel, und wir sind auf Erden,
Wo nichts als Kreuz, als Sorg' und Kummer lebt.“

Macbeth spricht bei dem Eintreffen der Nachricht vom Tode seiner Ehefrau diese Worte über Leben und Tod (V, 5):

„Morgen und Morgen und dann wieder Morgen
Krieche so mit kurzem Schritt von Tag zu Tag
Bis zu dem letzten Wort im Buch der Zeit.
All unsre Gestern hatten Narr'n beleuchtet
Den Weg zum staub'gen Tod. Aus, kleines Licht!
Leben, du Schattenbild, du armer Komödiant,
Stolzierst und tobst ein Stündchen auf der Bühne
Und dann auf ewig stumm; ein Märchen bist du,
Erzählt von einem Tollen, voll Lärm und Wut,
Bedeutend nichts.“

Aus der Empfindung ständigen Leides schätzt Hamlet unser Leben ein (V, 2):

„Ein Menschenleben ist, als zählt man eins.“

Ebenso Gloster („König Lear“ IV, 1):

„Was Fliegen sind
Den müß'gen Knaben, das sind wir den Göttern;
Sie töten uns zum Spaß.“

Geringer kann es nicht bewertet werden; der nächste Schritt ist Selbstmord.

Anders Edgar im König Lear (V, 3):

„O wie süß das Leben,
Daß stündlich wir in Todesqualen sterben
Lieber als Tod mit eins.“

Als Gottes Auftrag, pflichtbeladene Sendung faßt der Herzog das Leben jedes Menschen auf („Maß für Maß“ I, 1):

„Du selbst und dein Talent
Sind nicht dein eigen, daß du dich verzehrst
Für deinen eignen Wert, den Wert für dich.
Der Himmel braucht uns, so wie wir die Fackeln,
Sie leuchten nicht für sich; wenn unsre Kraft
Nicht strahlt nach außen hin, wär's ganz so gut,
Als hätten wir sie nicht. Geister sind schön geprägt
Zu schönem Zweck; noch leiht jemals Natur
Den kleinsten Skrupel ihrer Trefflichkeit,
Daß sie sich nicht, als wirtschaftliche Göttin,
Den Vorteil eines Gläub'gers ausbedingt,
So Dank wie Zinsen.“

Leben, Schlaf und Tod gehören irgendwie zusammen in wunderbar geheimnisvoller Weise. Im Märchendrama „Sturm“ läßt Shakespeare den Gedanken durch Prospero aussprechen (IV, 1):

„Unsre Spiele sind zu Ende.
Die Spieler, wie ich sagte, waren Geister,
Die nun in Luft, in dünne Luft zerflossen;
Und wie die luft'ge Bildung dieses Scheins,
So werden die gewölkumragten Türme,
Die Prachtpaläste, die erhabnen Tempel,

Ja dieser große Erdball selbst, mit allem
Was er umschließt und nährt, dereinst zergehn
Und, wie dies wesenlose Schaugepräng',
Spurlos verschwinden. Wir sind von dem Stoff,
Der Träume bildet, und dies kleine Leben
Umzirkt ein Schlaf.“

Wohltäter für die Menschen ist der Schlaf, drum sehnt sich
König Heinrich IV. (II. Teil III,1) in seinem Unglück sehr nach
holdem Schlaf:

„O Schlaf! o holder Schlaf!
Du Pfleger der Natur, wie schreckt' ich dich,
Daß du nicht mehr zudrücken willst die Augen
Und meine Sinne tauchen in Vergessen.
Was liegst du, lieber Schlaf, in rauch'gen Hütten,
Auf unbequemer Streue hingestreckt,
Von summenden Nachtfliegen eingewiegt,
Als in der Großen duftenden Palästen,
Unter den Baldachinen reicher Pracht,
Und eingelullt von süßen Melodien?
O blöder Gott, was liegst du bei den Niedern
Auf eklem Bett, und läßt des Königs Lager
Ein Schilderhaus und Sturmesglocke sein?
Versiegelst du auf schwindelnd hohem Mast
Des Schifferjungen Aug', und wiegst sein Hirn
In rauher ungestümer Wellen Wiege,
Und in der Winde Andrang, die beim Gipfel
Die tollen Wogen packen, krausen ihnen
Das ungeheure Haupt und hängen sie
Mit wildem Brüllen in die glatten Wolken,
Daß vom Getümmel selbst der Tod erwacht?
Gibst du, o Schlaf, parteiisch deine Ruh
Dem Schifferjungen in so rauher Stunde,
Und weigerst in der ruhig stillsten Nacht
Bei jeder Forderung sie einem König?
So legt, ihr Niedern, nieder euch beglückt;
Schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt.“

Macbeth sagt vom Schlaf (II, 2):

„Schlaf, der das wirre Knäuel der Sorgen löst,
Des Lebenstages Tod, das Bad der wunden Müh',
Der Herzen Balsam, der Natur bester Gang
Und Hauptgericht beim Lebensmahl.“

Prospero nimmt den Tod als Schlaf („Sturm“ IV, 1):

„Wie dieses Scheines lockrer Bau, so werden
Die wolkenhohen Türme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
Ja, was daran nur Teil hat, untergehn;
Und, wie dies leere Schaugepräng' erblaßt,
Spurlos verschwinden. Wir sind solcher Zeug'
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt den Schlaf.“

Die Sorgen sind des Schlafes Feind („Romeo und Julia“ II, 3):

„Die wache Sorge lauscht im Auge jedes Alten,
Und Schlummer bettet nie sich da, wo Sorgen walten.
Doch da wohnt goldner Schlaf, wo mit gesundem Blut
Und grillenfreiem Hirn die frische Jugend ruht.“

Schlaf oder Tod wünscht Hamlet sich in dem berühmten
Monolog (III, 1):

„Sein oder Nichtsein — das ist die Frage:
Ob's edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern
Des wütenden Geschicks erdulden, oder,
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Kämpfend fallen, — Sterben — schlafen —
Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsers Fleisches Erbteil — 's ist ein Ziel,
Aufs innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn unser sterblich Teil wir abgeschüttelt,
Das zwingt uns, stillzustehn. Das ist die Rücksicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen:

Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
 Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
 Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
 Den Übermut der Ämter und die Schmach,
 Die Unwert schweigendem Verdienst erweist,
 Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
 Mit einem Dolche bloß? Wer trüge Lasten
 Und stöhnt² und schwitzte unter Lebensmüh'?
 Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tode —
 Vor jenem unentdeckten Land, aus dem
 Kein Wanderer wiederkehrt — den Willen stört,
 Daß wir die Übel, die wir haben, lieber
 Ertragen als zu unbekanntem fliehn.
 So macht Bedenken Feige aus uns allen;
 Und wird der angeborenen Farbe der Entschließung
 So des Gedankens Blässe angekränkt;
 Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
 Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
 Verlieren so den Namen einer Tat.“

Der Tod allein ist uns gewiß, wie Hamlet sagt (I, 1):

„Du weißt, es ist gemein: was lebt, muß sterben
 Und Ew'ges nach der Zeitlichkeit erwerben“,

doch krallt der Mensch sich fest ans Leben, aus Furcht vor
 jenem unentdeckten Land, aus dem kein Wanderer wiederkehrt.
 Die Größe, die der Herzog in „Maß für Maß“ erkennen läßt,
 hat nicht ein jeder (III, 1):

„Sprich zum Leben so:
 Verlier' ich dich, so geb' ich hin, was nur
 Ein Tor festhielte. Sprich: du bist ein Hauch,
 Abhängig jedem Wechsel in der Luft,
 Der diese Wohnung, die dir angewiesen,
 Stündlich bedröht; du bist nur Narr des Todes,
 Denn durch die Flucht strebst du, ihm zu entgehn,
 Und rennst ihm ewig zu. Du bist nicht edel;
 Denn alles Angenehme, das dich freut,

Erwuchs aus Niedrem. Tapfer bist du nicht;
 Du fürchtest ja die zartgespaltne Zunge
 Des armen Wurms; — dein bestes Ruhn ist Schlaf,
 Den rufst du oft, und zitterst vor dem Tod,
 Der doch nichts weiter. Du bist nicht du selbst;
 Denn du bestehst durch Tausende von Körnern,
 Aus Staub entsprossen. Glücklich bist du nicht:
 Was du nicht hast, dem jagst du ewig nach,
 Vergessend, was du hast. Du bist nicht stetig,
 Denn dein Befinden wechselt seltsam launisch
 Mit jedem Mond. Reich, bist du dennoch arm;
 Dem Esel gleich, der unter Gold sich krümmt,
 Trägst du den schweren Schatz nur einen Tag,
 Und Tod entlastet dich. Freund' hast du keine;
 Denn selbst dein Blut, das Vater dich begrüßt,
 Die Wirkung deiner eignen innern Kraft,
 Flucht deiner Gicht, dem Aussatz und der Lähmung,
 Daß sie nicht schneller mit dir enden.
 Du hast zu eigen Jugend nicht noch Alter,
 Nein, gleichsam nur 'nen Schlaf am Nachmittag.
 Der beides träumt; denn all dein Jugendglanz
 Lebt wie bejahrt, und fleht vom welken Alter
 Die Zehrung sich. Und bist du alt und reich,
 Hast du nicht Glut noch Triebe, Mark noch Schönheit,
 Der Güter froh zu sein. Was bleibt nun noch,
 Das man ein Leben nennt? und dennoch birgt
 Dies Leben tausend Tode; dennoch scheun wir
 Den Tod, der all die Widersprüche löst.“

Ganz anders Claudio ebenda („Maß für Maß“ III, 1):

„Daliegen, kalt, eng eingesperrt, und faulen;
 Dies lebenswarme, fühlende Bewegen
 Verschrumpft zum Kloß; und der entzückte Geist
 Getaucht in Feuerfluten, oder schauernd
 Umstarrt von Wüsten ew'ger Eisesmassen;
 Gekerkert sein in unsichtbare Stürme,
 Und mit rastloser Wut gejagt rings um

Die schwebende Erde; oder Schlimmres werden,
Als selbst das Schlimmste,
Was Phantasie wild schwärmend, zügellos,
Heulend erfindet: das ist zu entsetzlich!
Das schwerste, jammervollste, ird'sche Leben,
Das Alter, Meineid, Schmerz, Gefangenschaft
Dem Menschen auflegt, ist ein Paradies
Gegen das, was wir vom Tode fürchten!“

Und ferner ebenda (III, 1):

„Des Todes Schmerz liegt in der Vorstellung;
Der arme Käfer, den dein Fuß zertritt,
Fühlt körperlich ein Leiden, ganz so groß,
Als wenn ein Riese stirbt.“

„Ruft Weh, Zerstörung, Fall! der ärgste Schlag
Ist doch nur Tod, und Tod will seinen Tag.“
(„Richard II.“ III, 2)

Furcht vor dem Tode gilt verächtlich:

„Ach, welch ein Zeichen ist's von üblem Leben,
Wenn man des Todes Näh' so schrecklich sieht.“
(„Heinrich VI.“ II. Teil, III. 3)

„Der Feige stirbt schon vielmal, eh' er stirbt!
Die Tapfern kosten einmal nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten,
Da sie doch sehn, der Tod, das Schicksal aller,
Kommt, wann er kommen soll.“ („Julius Cäsar“ II, 2)

Drum sagt Brutus (ebenda III, 1):

„Schicksal, wir wollen sehn, was dir beliebt.
Wir wissen, daß wir sterben werden; Frist
Und Zeitgewinn nur ist der Menschen Trachten.“

Und dasselbe an anderer Stelle (ebenda V, 1):

„Allein, ich find' es feig und niederträchtig,
Aus Furcht, was kommen mag, des Lebens Ende
Vorwegzunehmen.“

Hekate sagt zu Macbeth („Macbeth“ III, 5):

„Hohn sprach er dem Geschick und Tod,
Der Klugheit und der Furcht Gebot;
Denn, wie ihr wißt, war Sicherheit
Des Menschen Erbfeind jederzeit.“

Menecius in Coriolanus (V, 2):

„Wer den Entschluß fassen kann, von
eigner Hand zu sterben, fürchtet es
von keiner andern.“

Manche sehnen den Tod herbei als Rettung und Erlösung:

„Nein, allen Trost verschmäh' ich, alle Hilfe,
Bis auf den letzten Trost, die wahre Hilfe,
Tod! Tod! — O liebenswürdig' er, holder Tod!
Balsamischer Gestank! gesunde Fäulnis!
Steig auf aus deinem Lager ew'ger Nacht,
Du Haß und Schrecken der Zufriedenheit,
So will ich küssen dein verhaßt Gebein,
In deiner Augen Höhlung meine stecken,
Um meine Finger deine Würmer ringeln,
Mit eklem Staub dies Tor des Odems stopfen,
Und will ein grauser Leichnam sein, wie du.
Komm, grins' mich an! ich denke dann, du lächelst,
Und herze dich als Weib. Des Elends Buhle,
O komm zu mir.“ („König Johann“ III, 4)

Ferner Hamlet (I, 2):

„O, schmelze doch dies allzu feste Fleisch,
Zerging' und löst' in einen Tau sich auf!
Oder hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord! O Gott! O Gott!
Wie ekel, schal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!
Pfui, pfui darüber! 's ist ein wüster Garten,
Der auf in Samen schießt; verworfnes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich.“

Der Tod macht alle gleich, er ist „der milde Schiedsmann alles Elends“ („König Heinrich VI.“ I. Teil II, 5). Bellarius kommt mit Cloten's Leiche („Cymbeline“ IV, 2):

„Die Erde, die sie gab, nahm sie zurück,
Hier ist ihr Leid geendet wie ihr Glück.“

Hamlet auf dem Friedhof bei den Totengräbern (V, 1):

„Zu was für schnöden Bestimmungen wir kommen, Horatio! Warum sollte die Einbildungskraft nicht den edlen Staub Alexanders verfolgen können, bis sie ihn findet, wo er ein Spundloch verstopft?“

Horatio: „Die Dinge so betrachten, hieße, sie allzu genau betrachten.“

Hamlet: „Nein, wahrhaftig, im geringsten nicht. Man könnte ihm bescheiden genug dahin folgen und sich immer von der Wahrscheinlichkeit führen lassen. Zum Beispiel so: Alexander starb, Alexander ward begraben, Alexander verwandelte sich in Staub; der Staub ist Erde; aus Erde machen wir Lehm: und warum sollte man nicht mit dem Lehm, worin er verwandelt ward, ein Bierfaß stopfen können?“

Der große Cäsar, tot und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.“

Der Kerkermeister tröstet den zum Tode verurteilten Posthumus, als er ihn zum Galgen führt („Cymbeline“ V, 4):

„Eine schwere Rechnung für Euch, Herr. Aber der Trost ist, Ihr werdet nun nicht mehr zu Zahlungen gefordert werden, keine Wirtshausrechnung mehr zu fürchten haben, die oft das Scheiden betrübt macht, weil sie erst die Lust erweckte. Ihr kommt schwach an, weil Ihr der Speise bedürftet, und geht taumelnd fort, weil Ihr ein Glas zuviel getrunken habt. Traurig, weil Ihr zuviel ausgegeben; traurig, weil Ihr nicht zuviel eingenommen habt. Kopf und Beutel leer. Der Kopf um so schwerer, weil er zu leicht ist, der Beutel um so leichter, weil ihm seine Schwere abgezapft ist. O! alle diese Widersprüche werdet Ihr nun los.

— O, über die Menschenliebe eines Pfennigstricks! Tausende macht er in einem Augenblicke richtig. Es gibt kein besseres Debet und Kredit als ihn; er quittiert alles Vergangene, Jetzige und Zukünftige. Euer Hals ist Feder, Buch und Rechenpfennig, und so folgt der völlige Abschluß.“

Posthumus: „Ich bin freudiger zu sterben, als du zu leben.“

Kerkermeister: „Wahrhaftig, Herr, wer schläft, fühlt kein Zahnweh. Aber einer, der Euren Schlaf schlafen sollte, wobei der Henker ihm ins Bett steigen hilft, ich denke, der tauschte gern seinen Platz mit einem Aufwärter, denn seht, Ihr wißt noch nicht, welches Weges Ihr gehen werdet.“

Posthumus: „O ja, Freund, ich weiß es wohl.“

Kerkermeister: „Nun, dann hat Euer Tod Augen im Kopf. So habe ich ihn noch nicht gemalt gesehen. Ihr müßt Euch entweder von denen führen lassen, die behaupten, den Weg zu kennen, oder Ihr müßt Euer eigener Führer sein, da ich doch weiß, Ihr kennt den Weg nicht, oder Euch auf eigne Gefahr über alle diese Untersuchungen hinwegsetzen. Und wie es Euch am Schluß gerät — nun, ich denke, Ihr kehrt niemals zurück, um irgendetwas das zu erzählen.“

Posthumus: „Ich sage dir, keinem fehlen die Augen, ihn auf dem Wege zu leiten, den ich jetzt gehen werde, als solchen, die die Augen zudrücken und sie nicht gebrauchen wollen.“

Kerkermeister: „Welch ein Tausendspäß wär' das, daß ein Mensch den besten Gebrauch seiner Augen hätte, um den Weg der Blindheit zu sehen! Ich bin gewiß, Hängen ist der Weg, die Augen zuzudrücken.“

SCHMERZ

Die Ohnmacht des Gedankens und guten Willens gegen allen Schmerz spricht Colingbroke so aus („König Richard II.“ I, 4):

„O! Wer kann Feu'r dadurch in Händen halten,
Daß er den frost'gen Kaukasus sich denkt?
Und wer des Hungers gier'gen Stachel stumpfen
Durch bloße Einbildung von einem Mahl?
Wer nackend im Dezemberschnee sich wälzen,
Weil er phantast'sche Sommerglut sich denkt?
O nein! die Vorstellung des Guten gibt
Nur desto stärkeres Gefühl des Schlimmern;
Nie zeugt des Leides grimmer Zahn mehr Gift,
Als wenn er nagt, doch durch und durch nicht trifft.“

Deshalb meint Paulina im „Wintermärchen“ (III, 2):

„Wo man nicht helfen kann,
Soll man auch jammern nicht.“

Ebenso rät der Herzog dem Brabantio im „Othello“ (I, 3):

„Wem nichts mehr hilft, der muß nicht Gram verschwenden,
Und wer das Schlimmste sah, die Hoffnung enden.
Unheil beklagen, das nicht mehr zu bessern,
Heißt um so mehr das Unheil nur vergrößern.
Was nicht zu retten, laß dem falschen Glück,
Und gib Geduld für Kränkung ihm zurück.
Zum Raube lächeln, heißt den Dieb bestehlen,
Doch selbst beraubst du dich durch nutzlos Quälen.“

Dieser erwidert (ebenda I, 3):

„Leicht trägt den Spruch, wen andre Last nicht drückt,
Und wen der selbstgefundne Trost erquickt.

Doch fühlt er sein Gewicht bei wahren Sorgen,
Wenn's gilt, von der Geduld die Zahlung borgen.
Bitter und süß sind all derlei Sentenzen,
Die, so gebraucht, an Recht und Unrecht grenzen.
Doch Wort bleibt Wort — noch hab' ich nie gelesen,
Daß durch das Ohr ein krankes Herz genesen.“

Es kommt darauf hinaus, was Romeo sagt („Romeo und Julia“ III, 3):

„Du kannst von dem, was du nicht fühlst, nicht reden!“

Darum stellt König Heinrich IV. zutreffend fest (I. Teil, V, 1):

„Denn nichts scheint denen trübe, die gewinnen.“

Die Aussprache lindert eignen Schmerz („Macbeth“ IV, 3):

„Gib Worte deinem Schmerz: Gram, der nicht spricht,
Drückt das beladne Herz, bis daß es bricht.“

Ein deutsches Sprichwort sagt: „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz“, ähnlich („Romeo und Julia“ I, 2):

„Ein Feuer brennt das andre nicht;
Ein Schmerz kann eines andern Qualen mindern.
Dreh dich in Schwindel, hilf durch Drehn dir wieder;
Fühl andres Leid, das wird dein Leiden lindern!“

und in „König Lear“ (III, 6):

„Sehn wir den Größern tragen unsern Schmerz,
Kaum rührt das eigne Leid noch unser Herz.
Wer einsam duldet, fühlt die tiefste Pein,
Fern jeder Lust trägt er den Schmerz allein.
Doch kann das Herz viel Leiden überwinden,
Wenn sich zur Qual und Not Genossen finden.
Mein Unglück dünkt mir leicht und minder scharf,
Da, was mich beugt, den König niederwarf.“

Arbeit ist rechter Trost („Macbeth“ II, 3):

„Mühe, die uns erfreut, heilt die Beschwerde.“

Die Hoffnung bleibt immer („Maß für Maß“ III, 1):

„Im Elend bleibt kein andres Heilmittel,
Als Hoffnung nur.“

Doch Kardinal Wolsey warnt („König Heinrich VIII.“ III, 2):

„So ist des Menschen Treiben; heute sprießen
Der Hoffnung zarte Knospen, morgen blüh'n sie
Und kleiden ihn in dichten Blumenschmuck:
Und übermorgen, tödlich, kommt ein Frost,
Und wenn er wähnt, der gute sichre Mann,
Die Größe reife — nagt ihm der die Wurzel
Und fällt ihn so wie mich.“

Anders die Königin in König Richard II. (II, 2):

„Mit falscher Hoffnung, dieser Schmeichlerin,
Schmarotzerin, Rückhalterin des Todes,
Der sanft des Lebens Bande lösen möchte,
Das Hoffnunginhält in der höchsten Not.“

Sie stimmt mit Margareta überein („König Heinrich VI.“
III. Teil, III, 3):

„Ach, Ungeduld begleitet wahre Leiden.“

Schließlich noch („König Johann“ III, 1):

„Ich will mein Leiden lehren stolz zu sein,
Denn Gram ist stolz, er beugt den Eigner tief.“

DER WELT BETRUG

Eduard, Prinz von Wales, wird vom Herzog von Gloster, späteren
König Richard III., gewarnt (III, 1):

„Mein Prinz, die reine Tugend Eurer Jahre
Ergründete noch nicht der Welt Betrug.
Ihr unterscheidet nichts an einem Mann
Als seinen äußern Schein; und der, weiß Gott,
Stimmt selten oder niemals mit dem Herzen.“

Gerade die Könige und Herrscher sind oft Schmeichlern anheim-
gefallen („Perikles“ I, 2):

„Sie, die ihm schmeicheln, schmähen arg den König:
Denn Schmeichelei ist nur der Blasebalg,
Um Sünden aufzublähnen; er, dem man schmeichelt,
Ist nur ein Funke, der durch jenen Hauch
Mehr Hitz' und Glut empfängt. Dagegen ziemt
Der Tadel, ernst, doch mäßig ausgesprochen,
Wohl Kön'gen, die als Menschen irren können.“

und ferner ebenda (IV, 4):

„Die beste Maske schwarzer Büberei
Bleibt immer sanfte, zarte Schmeichelei.“

Ähnlich Apemantus im „Timon von Athen“ (I, 2):

„Taub ist das Ohr dem Rat, das Schmeichler hört.“

Der Schmeichelei verschwistert ist die Heuchelei („Cymbeline“
I, 2):

„O heuchlerische Güte! Schmeichelnd kitzelt
Die Schlange, wo sie sticht!“

Polonius sagt im „Hamlet“ (III, 1):

„Gar viel erlebt man's — mit der Andacht Mienen
Und frommem Wesen überzuckern wir
Den Teufel selbst.“

Jago im „Othello“ (II, 2):

„Wenn Teufel ärgste Sünde fördern wollen,
So locken sie zuerst durch frommen Schein.“

Hamlet ist empört über die Heuchelei seines Onkels, des Mörders Königs Claudius (I, 5):

„Daß einer lächeln kann und immer lächeln,
Und doch ein Schurke sein.“

Gloster, später König Richard III., sagt („König Heinrich VI.“, III. Teil, III, 2):

„Doch weiß ich nicht, wie ich die Kron' erlange,
Denn manches Leben trennt mich von der Heimat;
Und ich, wie ein im dorn'gen Wald Verirrter,
Die Dornen reißend und davon gerissen,
Der einen Weg sucht und vom Wege schweift,
Und weiß nicht, wie zur freien Luft zu kommen,
Allein verzweifelt ringt, hindurchzuringen, —
So martr' ich mich, die Krone zu erhaschen,
Und will von dieser Marter mich befreien,
Wo nicht, den Weg mit blut'ger Axt mir haun.
Kann ich doch lächeln, und im Lächeln morden,
Und rufen: schön! zu dem, was tief mich kränkt,
Die Wangen netzen mit erzwungenen Tränen,
Und mein Gesicht zu jedem Anlaß passen.
Ich will mehr Schiffer als die Nix' ersäufen,
Mehr Gaffer töten als der Basilisk;
Ich will den Redner gut wie Nestor spielen,
Verschmitzter täuschen, als Ulyss gekonnt,
Und, Simon gleich, ein zweites Troja nehmen;
Ich leihe Farben dem Chamäleon,
Verwandle mehr als Proteus mich, und nehme
Den mörderischen Machiavell in Lehr.

Und kann ich das, und keine Kron' erschwingen?
Ha! noch so weit, will ich herab sie zwingen.“

Hierher gehört die Unterredung zwischen Antonio und Shylock über das Zinsennehmen („Kaufmann von Venedig“ I, 3):

Shylock: „Als Jakob Labans Schafe hütete —
Er war nach unserm heil'gen Abraham,
Weil seine Mutter weislich für ihn schaffte,
Der dritte Erbe — ja, ganz recht, der dritte —“

Antonio: „Was tut das hier zur Sache? Nahm er Zinsen?“

Shylock: „Nein, keine Zinsen; was man Zinsen nennt,
Das grade nicht; gebt acht, was Jakob tat:
Als er mit Laban sich verglichen hatte,
Was von den Lämmern bunt und sprenklig fiel,
Das sollte Jakobs Lohn sein, kehrten sich
Im Herbst die brünst'gen Mütter zu den Widdern;
Und wenn nun zwischen dieser woll'gen Zucht
Das Werk der Zeugung vor sich ging, so schälte
Der kluge Schäfer Euch gewisse Stäbe,
Und, weil sie das Geschäft der Paarung trieben,
Steckt' er sie vor den geilen Müttern auf,
Die so empfangen; und zur Lämmerzeit
Fiel alles buntgesprenkt und wurde Jakobs.
So kam er zum Gewinn und ward gesegnet:
Gewinn ist Segen, wann man ihn nicht stiehlt.“

Antonio: „Dies war ein Glücksfall, worauf Jakob diente;
In seiner Macht stand's nicht, es zu bewirken,
Des Himmels Hand regiert' und lenkt' es so:
Bringt Ihr das, Zinsen zu rechtfert'gen, vor?
Und ist Eu'r Gold und Silber Schaf' und Widder?“

Shylock: „Weiß nicht; ich laß' es eben schnell sich mehren.
Doch hört mich an, Signor!“

Antonio: „Siehst du, Bassanio,
Der Teufel kann sich auf die Schrift berufen.
Ein arg Gemüt, das heil'ges Zeugnis vorbringt,
Ist wie ein Schalk mit Lächeln auf der Wange,

Ein schöner Apfel, in dem Herzen faul.
Oh, wie der Falschheit Außenseite gleißt.“

Auf den Gedanken, auf die Gesinnung, auf die Absicht kommt es an:

„Verräterlist bedarf Sophisten nicht.“
(„König Heinrich VI.“ II. Teil, V, 1)

„Wer trügen will, kann einen Schein wohl stehlen.“
(ebenda III, 1)

„Dem fehlte nie, der freche Laster übte,
Die Unverschämtheit, seine Tat zu leugnen,
Mit der er sündigte.“ („Wintermärchen“ III, 2)

„Übler Wille führt keine gute Nachrede.“
(„König Heinrich V.“ III, 7)

Deshalb ist niemand vor Verleumdung sicher:

„Nichts rettet Macht und Größe vor dem Gift
Der Schmähsucht; auch die reinste Unschuld trifft
Verleumdung hinterrücks; ja selbst den Thron
Erreicht der tück'schen Lästertzunge Hohn.“
(„Maß für Maß“ III, 2)

„'s ist Verleumdung,
Sie schneidet schärfer als das Schwert; ihr Mund
Vergiftet mehr als alles Nilgewürm.
Ihr Wort fährt auf dem Sturmwind und belügt
Jedweden Erdstrich; Kaiser, Königinnen,
Fürsten, Matronen, Jungfrauen, ja in Grabes
Geheimnis wühlt als Natterngift Verleumdung.“
(„Cymbeline“ III, 4)

Hamlet sagt zu Ophelia (III, 1):

„Sei so keusch wie Eis, so rein wie Schnee,
Du wirst der Verleumdung nicht entgehen.“

Derselbe zu Polonius (II, 2):

„Ehrlich sein heißt, wie es in dieser Welt
Hergeht, ein Auserwählter unter Zehntausenden sein.“

Den Gedanken bestätigt Autolycus indirekt („Wintermärchen“ IV, 3):

„Ha, Ha! was für ein Narr ist doch Ehrlichkeit!
Und Redlichkeit, ihr geschworne Bruder, ist ein recht
einfältiger Herr!“

Der Lügner ist schließlich so in sein Lügennetz verstrickt, daß er's für wahr nimmt; Prospero zu Miranda im „Sturm“ (I, 2):

„Gleichwie, wer Lügen redet, sein Gedächtnis
So zu der Lüge Sündendiener macht,
Daß er der eigenen Lüge traut.“

Es mögen noch einige Worte über Dank und Undank folgen:

„Ich hasse Undank mehr an einem Menschen
Als Lügen, Hoffart, laute Trunkenheit,
Als jedes Laster, dessen starkes Gift
Das schwache Blut bewohnt.“ („Was ihr wollt“ III, 5)

„O seht, wie scheußlich ist der Mensch,
Wenn er des Undanks Bildung an sich trägt!“
(„Timon von Athen“ III, 2)

König Lear ruft nach der ersten Enttäuschung durch seine Tochter Goneril aus (I, 4):

„Undankbarkeit, du marmorherz'ger Teufel,
Abscheulicher, wenn du dich zeigst im Kinde
Als Meeresungeheuer!“

Bolingbroke sagt im „König Richard II.“ (II, 3):

„Nur immer Dank, des Armen Kasse, die,
Bis mein unmündig Glück zu Jahren kommt,
Freigebigkeit vertritt.“

GELD UND GOLD

Timon betrachtet das Gold:

„Du süßer Königsmörder, edle Scheidung
Des Sohns und Vaters! glänzender Besudler
Von Hymens reinstem Lager! tapf'rer Mars!
Du ewig blühn'der, zartgeliebter Freier,
Des roter Schein den heil'gen Schnee zerschmelzt
Auf Diana's reinem Schoß! sichtbare Gottheit,
Die du Unmöglichkeiten eng verbrüderst,
Zum Kuß sie zwingst! in jeder Sprache sprichst,
Zu jedem Zweck! o du, der Herzen Prüfstein!
Denk', es empört dein Sklave sich, der Mensch;
Und hetze sie durch deine Kraft zusammen,
Daß Tieren wird die Herrschaft dieser Welt!“

(„Timon von Athen“ IV, 3)

Ferner ebenda (IV, 3):

„Triff zwei Brüder eines Schoßes,
Deren Erzeugung, Wohnung und Geburt
Kaum trennbar, mit verschiedenem Glück: gleich höhnt
Der Größre den Geringern; ja, Natur
(Von Wunden rings bedrängt) sie kann groß Glück
Ertragen nur, wenn sie Natur verachtet.
Heb' diesen Bettler, stürz' mir jenen Lord:
So wird dem Lord Verachtung wie sein Erbgut,
Dem Bettler Ehre sein wie angeboren.
Die Fütterung ist's! sie macht die Herde fett,
Not ist es, die sie mager macht. — Wer darf

In reiner Menschlichkeit aufstehn und sagen:
„Der ist ein Schmeichler“, wer? Wenn's Einer ist,
So sind es All'; denn jeder höhern Staffel
Des Glücks schmiegt sich die untre: goldnem Dummkopf
Duckt der gelehrte Schädel: schief ist Alles;
Nichts grad' in unsrer fluchbeladnen Menschheit,
Als offene Schurkerei, Drum seid verabscheut,
Gelage all', Gesellschaft, Menschendrang!
Denn Timon haßt die Gleichgeschaffnen, ja
Sich selbst, Zernichtung dem Geschlecht der Menschen! —
Erde, gib Wurzeln mir!
Wer Bess'res in dir sucht, dem würz' den Gaumen.
Mit deinem schärfsten Gift! Was find' ich hier?
Gold? kostbar, flimmernd, rotes Gold? Nein, Götter!
Ich bin kein Götzendiener. Wurzeln, reiner Himmel!
So viel hiervon macht schwarz weiß, häßlich schön,
Schlecht gut, alt jung, feig tapfer, niedrig edel!
Ihr Götter! warum dies? Warum dies, Götter?
Ha! dies lockt euch den Priester vom Altar,
Reißt Halbgenes'nen weg das Schlummerkissen.
Ja, dieser rote Sklave löst und bindet
Geweihete Bande; segnet den Verfluchten.
Er macht den Aussatz lieblich, ehrt den Dieb
Und gibt ihm Rang, gebeugtes Knie und Einfluß
Im Rat der Senatoren; dieser führt
Der überjäh'gen Witwe Freier zu;
Sie, von Spital und Wunden giftig eiternd,
Mit Ekel fortgeschickt, verjüngt balsamisch
Zu Maienjugend dies. Verdammte Erde,
Gemeine Hure du der Menschen, die
Den Zwist ausschleudert in der Völker Schwarm,
Mir sei du, was du bist!“

Ähnlich König Heinrich IV. über den Fluch des Goldes (II. Teil,
IV, 4):

„Seht, Söhne, was ihr seid!
Wie schleunig die Natur in Aufruhr fällt,

Wird Gold ihr Gegenstand!
Und dafür brachen töricht bange Väter
Mit Denken ihren Schlaf, den Kopf mit Sorge,
Mit Arbeit ihr Gebein;
Dafür vermehrten sie und türmten auf
Die falschen Haufen fremd erworbnen Goldes,
Dafür bedachten sie, die Söhn' in Künsten
Und kriegerischer Übung einzuweihn;
Denn wie die Biene, jede Blume schätzend
Um ihrer Süße Kraft,
Die Schenkel voller Wachs, den Mund voll Honig,
So bringen wir's zum Korb: und wie die Bienen
Erwürgt man uns zum Lohn. Den bitterm Schmach
Beut sein Gewinn dem Vater, welcher scheidet.“
Wird Gold ihr Gegenstand!

Ähnlich Cloten in „Cymbeline“ (II, 3):

„Gold ist's ja,
Das Zutritt kauft sehr oft; ja, es besticht
Dianens Förster, daß sie selbst das Wild
Dem Dieb entgegentreiben; Gold ist's ja,
Was Brave mordet und den Räuber schützt.
Ja, manchmal Dieb und Redlich bringt zum Galgen.
Was kann's nicht schaffen und vernichten? mir
Soll's eine ihrer Frau zum Anwalt machen.“

In dem goldenen Kästchen, das der Prinz von Marokko bei der
Werbung um Porzia öffnet, findet er diesen Spruch („Kaufmann
von Venedig“ II, 6):

„Alles ist nicht Gold, was gleißt,
Wie man oft Euch unterweist.
Manchen in Gefahr es reißt,
Was mein äußrer Schein verheißt:
Goldnes Grab hegt Würmer meist.
Wäret Ihr so weis' als dreist,
Jung an Gliedern als an Geist,
So würdet Ihr nicht abgespeist
Mit der Antwort: geht und reist!“

Ulrißa, die Begleiterin der Porzia, lobt sich den goldnen
Mittelweg („Kaufmann von Venedig“ I, 2):

„Es ist also kein mittelmäßiges Los,
Im Mittelstande zu sein. Überfluß kommt eher zu grauen
Haaren; aber Auskommen lebt länger.“

Ähnlich Anna in „König Heinrich VIII.“ (II, 3):

„Viel besser ist's, niedrig geboren sein
Und mit geringem Volk zufrieden leben,
Als aufgeputzt im Flitterstaat des Grams
Und goldner Sorgen.“

Reichtum macht stark auf dieser Welt („Die lustigen Weiber
von Windsor“ II, 2):

„ . . . wo Geld vorangeht, sind alle Wege offen.“

„Geld ist ein guter Soldat, mein Herr, und macht sich Bahn.“

Ebenso Helena in „Ende gut, alles gut“ (I, 1):

„Dem Reichtum, noch so schlecht,
Dient oft die Weisheit arm und nackt als Knecht.“

Dem Reichen werden die Fehler selbst als Vorzug angerechnet
(„Timon von Athen“ I, 2):

„Wer zurücknimmt,
Kann nicht mit Recht behaupten, daß er gibt:
Wenn so der Große tut, nicht ziemt uns nachzuspielen,
Weil an den Reichen stets die Fehler selbst gefielen.“

Der Narr im „König Lear“ (II, 4):

„Gehn die Väter nackt,
So werden die Kinder blind;
Kommen sie geldbepackt,
Wie artig scheint das Kind.“
„Fortuna, die arge Hur',
Tut auf den Reichen nur.“
„Wer nicht Kruste hat noch Krum,
Was er auch bittet, er gilt für stumm.“ (ebenda I, 4)

Ein Bürger in Coriolanus (I, 1):

„Arme Klienten haben schlimmen Atem.“

ebenda (I,1) die Mahnung des Menenius an diesen Bürger:

„Ach' durch das Elend werdet ihr verlockt,
Dahin, wo Größres euch umfängt.“

Olivia spricht („Was ihr wollt“ III, 1):

„O Welt! wie leicht wird doch der Arme stolz!“

König Lear hat der Armut noch einen Himmelschimmer zugelegt (III, 4):

„Nimm Arznei, o Pomp!
Gib preis dich, fühl einmal, was Armut fühlt,
Daß du hinschüttst für sie dein Überflüß'ges,
Und rettetest die Gerechtigkeit des Himmels!“

Jago sagt im „Othello“ (III, 3):

„Arm und vergnügt ist reich und überreich;
Doch Krösus' Reichtum ist so arm als Winter
Für den, der immer fürchtet, er verarme. —“

TUGEND UND EHRE

Über Tugend und Ehre, was sie sind und wie sie zueinander stehen, spricht der König in „Ende gut, alles gut“ bildreich, wie folgt (II, 3):

„Wo Tugend wohnt, und wär's am niedern Herd,
Wird ihre Heimat durch die Tat verklärt.
Erhabner Rang bei sündlichem Gemüte
Gibt schwülstig hohe Ehre. Wahre Güte
Bleibt gut auch ohne Rang, als Schlechte schlecht;
Nach innerm Kern und Wesen fragt das Recht,
Nicht nach dem Stand. Jung, schön und ohne Tadel
Schenkt ihr Natur unmittelbaren Adel,
Der Ehre zeugt, wie Ehre den verdammt,
Der sich berühmt, er sei von ihr entstammt
Und gleicht der Mutter nicht. Der Ehre Saat
Gedeiht weit minder durch der Ahnen Tat
Als eignen Wert. Das Wort frönt wie ein Sklav
Jeglicher Gruft, auf jedem Epitaph
Lügt es Trophäen; oft schweigt's, und dem Gedächtnis
Ehrwürd'ger Namen läßt es als Vermächtnis
Vergessenheit und Staub.“

Um die Tugend ist es im allgemeinen still:

„Der Menschen Tugend schreiben wir in Wasser,
Ihr böses Treiben lebt in Erz.“ („König Heinrich VIII.“ IV, 2)

„Wie weit die kleine Kerze Schimmer wirft!
So scheint die gute Tat in arger Welt.“

(„Kaufmann von Venedig“ V, 1)

deshalb kann die Königin Katharina mit Recht bemerken („König Heinrich VIII.“, III, 1):

„Tugend hat keinen Freund.“

Mit Schweigen sagt die Unschuld mehr, als Worte sagen können:

„Oft spricht beredt der reinen Unschuld Schweigen,
Wo Worte nichts gewinnen.“ („Wintermärchen“ II, 2)

Die Tugend bleibt sich immer gleich,

„Die Engel leuchten stets, fiel auch der leuchtendste;
Borgt alles Schlechte auch den Schein der Tugend,
Scheint Tugend anders nicht.“ („Macbeth“ IV, 3)

Lob ist ihr bester, leider seltner Lohn:

„Die gute Tat, die ungepriesen stirbt,
Würgt tausend andre, die sie zeugen könnte.
Eu'r Lob ist unser Lohn; eh' treibt Ihr uns
Mit einem sanften Kusse tausend Meilen
Als mit dem Sporn zehn Schritt nur.“ („Wintermärchen“ I, 1)

Einen andren Lohn kann Tugend nicht erwarten, meist bringt sie Undank und Verleumdung ein:

„S ist nur der Würden Los, der Dornenpfad,
Den Tugend wandeln muß. Beschränke keiner,
Was ihm zu tun notwendig, in der Furcht,
Er stoß' auf neid'sche Tadler, die beständig
Raubfischen gleich dem neugeschmückten Fahrzeug
Nachziehn, wiewohl dies Vorteil bringt mitnichten,
Nur eitle Jagd. Oft unsre beste Tat,
Wie Böse oder Schwache deuten, ist
Nicht unsre oder nicht gelobt; die schlimmste,
Dem gröbern Sinn verständlich, preist man oft
Als unser bestes Tun.“ („König Heinrich VIII.“ I, 2)

Porzia im „Kaufmann von Venedig“ weiß, daß es leicht ist, gute Vorsätze zu haben, aber schwer, danach zu handeln (I, 2):

„Wäre Tun so leicht als Wissen, was gut zu tun ist, so
wären Kapellen Kirchen geworden, und armer Leute Hüt-

ten Fürstenpaläste. Der ist ein guter Prediger, der seine eignen Ermahnungen befolgt: — ich kann leichter zwanzig lehren, was gut zu tun ist, als einer von den zwanzigen sein und meine eigenen Lehren befolgen. Das Gehirn kann Gesetze für das Blut aussinnen; aber eine hitzige Natur springt über eine kalte Vorschrift hinaus. Solch ein Hase ist Tollheit, der junge Mensch, daß er weghüpft über das Netz des Krüppels, guter Rat.“

Deshalb hat Cerimon recht, wenn er die Tugend über den Adel stellt („Perikles“ III, 2):

„Für größere Gaben hielt ich Tugend stets
Und Wissenschaft als Adel und als Reichtum.
Sorglose Erben mögen diese letztern
Verdunkeln und vergeuden; doch es folgt
Unsterblichkeit den ersten nach und macht
Zum Gott den Menschen.“

Als Tugenden führe ich mit Shakespeare's Worten an:

„Mäßigkeit ist eine schöne Tugend.“ („Sturm“ II, 1)

„Auch dem Teufel kein Unrecht tun.“
(„König Heinrich V.“ III, 7)

„Ein Wesen, das verachtet seinen Stamm,
Kann nimmer in sich selbst gefestigt sein.“
(„König Lear“ IV, 2)

„Es sollt' ein Freund des Freundes Schwächen tragen.“
(„Julius Cäsar“ IV, 3)

„Doch nicht genug, daß man dem Schwachen aushilft,
Auch halten muß man dann ihn.“ („Timon von Athen“ I, 1)

„Verwest gleich hoch und niedrig
Vereint im selben Staub, so trennt doch Ehrfurcht,
Der Engel dieser Welt, den Platz des Mächt'gen
Von Mindern.“ („Cymbeline“ IV, 2)

„Ein guter Diener tut nicht jeden Dienst;
Nur was gerecht, ist Pflicht.“ („Cymbeline“ V, 1)

Als Untugend kennzeichnet Hamlet die Trinklust anschaulich (I, 4):

„Doch meines Dünkens (bin ich eingeboren
Und drin erzogen schon) ist's ein Gebrauch,
Wovon der Bruch mehr ehrt als die Befolgung.
Dies schwindelköp'ge Zechen macht verrufen
Bei andern Völkern uns in Ost und West;
Man schilt uns Säufer, hängt an unsre Namen
Ein schmutzig Beiwort; und fürwahr, es nimmt
Von unsern Taten, noch so groß verrichtet,
Den Kern und Ausbund unsers Wertes weg.
So geht es oft mit einzelnen Menschen auch,
Daß sie durch ein Naturmal, das sie schändet,
Als etwa von Geburt (worin sie schuldlos,
Weil die Natur nicht ihren Ursprung wählt),
Ein Übermaß in ihres Blutes Mischung,
Das Dämm' und Schanzen der Vernunft oft einbricht,
Auch wohl durch Angewöhnung, die zu sehr
Den Schein gefäll'ger Sitten überrostet —
Daß diese Menschen, sag' ich, welche so
Von einem Fehler das Gepräge tragen
(sei's Farbe der Natur, sei's Fleck des Zufalls),
Und wären ihre Tugenden so rein,
Wie Gnade sonst, so zahllos, wie ein Mensch
Sie tragen mag: in dem gemeinen Tadel
Steckt der besondre Fehl sie doch mit an;
Der Gran von Schlechtem zieht des edlen Wertes
Gehalt herab in seine eigne Schmach.“

Aus der gleichen Einstellung heraus sagt der Lord von dem betrunkenen Schlau „Der Widerspenstigen Zähmung“ (Einleitung):

„O scheußlich Tier! Da liegt er wie ein Schwein! —
Grau'nvoller Tod, wie ekel ist dein Abbild!“

Es ist ein anderes aus Not, ein anderes im Überfluß zu sündigen, wenn auch die Sünde eine Sünde bleibt:

„Im Überfluß zu sündigen ist schlimmer,
Als Lüg' aus Not; und Falschheit zeigt sich böser
Im Kön'ge als im Bettler.“ („Cymbeline“ III, 6)

Abscheulich wirkt der Verächter der Tugend, wie Jago im „Othello“ (I, 3):

„Tugend! Abgeschmackt! — in uns selber liegt's,
ob wir so sind oder anders. Unser Körper ist ein Garten,
und unser Wille der Gärtner, so daß, ob wir Nesseln drin
pflanzen wollen oder Salat bauen, Ysop aufziehn, oder
Thymian ausjäten; ihn dürrig mit einerlei Kraut besetzen
oder mit mancherlei Gewächs aussaugen; ihn müßig ver-
wildern lassen oder fleißig in Zucht halten — ei, das Ver-
mögen dazu und die bessernde Macht liegt durchaus in un-
serm freien Willen. Hätte der Wagbalken unsres Lebens
nicht eine Schale von Vernunft, um eine andre von Sinn-
lichkeit aufzuwiegen, so würde unser Blut und die Bösigkeit
unsrer Triebe uns zu den ausschweifendsten Verkehrt-
heiten führen; aber wir haben die Vernunft, um die toben-
den Leidenschaften, die fleischlichen Triebe, die zügellosen
Lüste zu kühlen, und daraus schließe ich: was du Liebe
nennst, sei ein Pfropfreis, ein Ableger.“

Albanien kennzeichnet diese Gesinnung mit den Worten („König Lear“ IV, 2):

„Weisheit und Tugend scheint dem Schlechten schlecht;
Schmutz riecht sich selber nur.“

Der Geist im „Hamlet“ (I, 5):

„Allein wie Tugend nie sich reizen läßt,
Buhlt Unzucht auch um sie in Himmelsbildung:
So Lust, gepaart mit einem lichten Engel,
Wird dennoch eines Götterbettes satt
Und hascht nach Wegwurf.“

„Nur der Gedanke macht gemein“, hat Lessing einmal gesagt;
ebenso spricht Antonio in „Was ihr wollt“ (III, 5):

„Gesinnung schändet einzig die Natur,
Und häßlich heißt mit Recht der Böse nur.“

Tugend ist Schönheit: doch der reizend Arge
Gleicht einem glänzend übertünchten Sarge.“

Ob man jedoch behaupten kann, daß ein böser Geist in einem
schönen Körper nicht wohnen könne, ist sehr zweifelhaft.

„Nichts Böses kann in solchem Tempel wohnen.
Hat ein so schönes Haus der böse Geist,
So werden gute Wesen neben ihm
Zu wohnen trachten.“ (,,Sturm“ I, 2)

Über aller Tugend steht als Schild die Ehre, sie ist mehr wert
als Ruhm, sagt uns der König in „Liebes Lust und Leid“ (I, 1):

„Mag Ruhm, den jeder sucht, so lang' er lebt,
In eh'rner Schrift auf unserm Grabe leben,
Und dann uns zieren in des Todes Unzier,
Wenn, trotz der räuberisch gefräß'gen Zeit,
Das Streben dieser Gegenwart uns kauft
Die Ehre, die der Sichel Schärf' ihr stumpft,
Und uns zu Erben macht der ganzen Zukunft.“

Petruchio in „Der Widerspenstigen Zähmung“ (IV, 3):

„Denn nur der Geist macht unsern Körper reich.
Und wie die Sonne bricht durch trübe Wolken,
So strahlt aus niedrigstem Gewand die Ehre.“

Hierher gehört die Unterredung zwischen Hektor und Troilus
über den Wert der Meinung anderer und der eignen Ehre
(„Troilus und Cressida“ II, 2):

Troilus: „Was hat wohl anders Wert, als wir es schätzen?“

Hektor: „Doch nicht des Einzeln Willkür gibt den Wert,
Er hat Gehalt und Würdigkeit sowohl
In eigentümlich innrer Kostbarkeit,
Als in dem Schätzer: Wahn und Tollheit ist's,
Den Dienst zu machen größer als den Gott! —
Und töricht schwärmt der Wille, der sich neigt
Zu dem, was seine Liebe fälschlich adelt,
Wenn innrer Wert dem Scheinverdienst gebricht.“

Troilus: „Ich nehme heut ein Weib, und meine Wahl

Hängt von der Leitung meines Willens ab:
Mein Wille ward entflammt durch Aug' und Ohr,
Zwei wackern Lotsen durch die schroffen Klippen
Von Will' und Urteil. Wie verstieß ich nun
(Wenn einst dem Willen meine Wahl mißfiel)
Das Weib, das ich erkor? — Da ist kein Ausweg,
Kein Wanken gilt, wenn Ehre soll bestehn.
Wir senden nicht die Seide heim dem Kaufmann,
Die wir verderbt, noch werfen wir verächtlich
Die übrigbliebenen Speisen durcheinander
Weil wir nun satt: — man hielt es wohlgetan,
Daß Paris Rache nehm' am Griechenvolk;
Einmütiger Beifall schwellt ihm seine Segel;
Die alten Kämpfer, Meer und Wind, sie ruhten,
Ihm beizustehen; den Port erreicht er schnell,
Und statt der alten Base, dort gefangen,
Bracht' er 'ne griech'sche Fürstin, deren Frische
Apollo runzligt, welk den Morgen macht. —
Mit welchem Fug? die Griechen halten Jene! —
Und ist sie's wert? Ha, eine Perle ist sie,
Die mehr denn tausend Schiffe jagt' ins Meer,
Und Kaufherrn schuf aus Kön'gen.
Gesteht ihr ein, recht war's, daß Paris ging, —
(Ihr müßt; denn Alles rief: zieh hin! zieh hin!)
Bekennt ihr, daß ein Kleinod seine Beute —
(Ihr müßt; denn alle schlugt ihr in die Hände,
Und rief: unschätzbar!) warum schmäht ihr nun
Den Ausgang eures eignen weisen Plans,
Und tut, was selbst Fortuna nicht getan,
Entwürdigend, was ihr reicher habt geschätzt
Als Land und Meer? Dann, pfui dem schnöden Raub!
Wir stahlen, was wir fürchten zu behalten.
Als Dieb', unwert des so gestohlenen Guts!
Was wir vergeltend raubten ihrem Strand,
Scheu'n wir zu schützen in der Heimat Land!“

Anders die Meinung des Achilles (ebenda III, 3):

„Zwar, Größe, wenn sie mit dem Glück zerfällt,
Zerfällt mit Menschen auch. Der Hingestürzte
Lies't sein Geschick so schnell im Blick der Menge,
Als er den Fall gefühlt. Die Menschen zeigen,
Wie Schmetterlinge, die bestäubten Schwingen
Dem Sommer nur, und keinen Menschen gibt's,
Der, weil er Mensch ist, irgend Ehre hat —
Er hat nur Ehre, jener Ehre halb
Die Zutat ist, als Reichtum, Rang und Gunst
— Des Zufalls Lohn so oft, wie des Verdienstes —
Wenn diese fallen, die nur schlüpfrig sind,
Muß Lieb', an sie gelehnt, und schlüpfrig auch,
Eins mit dem Andern niederziehn, und Alle
Im Sturze sterben.“

Am höchsten stellt die Ehre Norfolk in „König Richard II.“ (I, 1):

„Der reinste Schatz in diesem ird'schen Lauf,
Mein teurer Fürst, ist unbefleckte Ehre,
Ohn' die der Mensch bemalter Lehm nur wäre.
Ein kühner Geist im treuen Busen ist
Ein Kleinod in zehnfach verschlossener Kist'.
Ehr' ist des Lebens einziger Gewinn;
Nehmt Ehre weg, so ist mein Leben hin.“

Ebenso Antonius in „Antonius und Cleopatra“ (III, 4):

„Die Ehre missen,
Heißt alles missen.“

Und Jago im „Othello“ (III, 3):

„Der gute Name ist bei Mann und Frau
Das eigentliche Kleinod ihrer Seelen.
Wer meinen Beutel stiehlt, nimmt Rand: 's ist etwas
Und nicht; mein war es, ward das Seine nun,
Und ist der Sklav' von Tausenden gewesen.
Doch wer den guten Namen mir entwendet,
Der raubt mir das, was ihn nicht reicher macht,
Mich aber bettelarm.“

Laertes mahnt Ophelia, seine Schwester, um ihre Mädchenehre
(„Hamlet“ I, 3):

„Bedenk, daß deine Ehre leiden kann,
Wenn du zu gläubig seinem Liede lauschest,
Dein Herz verlierst und deinen keuschen Schatz
Vor seinem ungestümen Dringen öffnest.
Fürcht' es, Ophelia! fürcht' es, liebe Schwester,
Und halte dich im Hintergrund der Neigung,
Fern von dem Schuß und Anfall der Begier;
Das scheuste Mädchen ist verschwendrisch noch,
Wenn sie dem Monde ihren Reiz enthüllt.
Selbst Tugend nicht entgeht Verleumdertücken,
Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an,
Zu oft noch eh' die Knospe sich erschließt,
Und in der Früh' und frischem Tau der Jugend
Ist gift'ger Anhauch am gefährlichsten.
Sei denn behutsam! Furcht gibt Sicherheit,
Auch ohne Feind hat Jugend innern Streit.“

Mariana sagt zur gleichen Frage in „Ende gut, alles gut“ (III, 5):

„Die Ehre eines Mädchens ist ihr Ruf, und kein
Vermächtnis ist so reich als Ehrbarkeit.“

Ehre verpflichtet:

„Der Ehre Schlepp' ist länger als ihr Vorderkleid.“

(„König Heinrich VII.“ II, 3):

Nicht immer kommt die Ehre dem zu, der sie verdient:

„Die Ehr' ist nur ein unsichtbares Wesen,
Und oft besitzt sie der, der sie nicht hat.“ („Othello“ IV, 1).

Ferner („Maß für Maß“ II, 4):

„O Rang! O Würde!
Wie oft durch äußre Schal' und Form erzwingst du
Ehrfurcht von Toren; lockst die Bessern selbst
Durch falschen Schein! — Blut, du behältst dein Recht;
Schreibt „guter Engel“! auf des Teufels Hörner,
So sind sie nicht sein Zeichen mehr.“

So kann es nicht verwundern, daß der Ritter Falstaff seine besondere Meinung über die Ehre hat („König Heinrich IV.“ I. Teil, V,1):

Prinz Heinrich: „Ei, du bist Gott einen Tod schuldig.“

Falstaff: „Er ist noch nicht verfallen, ich möchte ihn nicht gern vor seinem Termin bezahlen. Was brauche ich so vor der Zeit bei der Hand zu sein, wenn er mich nicht mahnt?

Gut, es mag sein: Ehre beseelt mich vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? wie dann? Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Ehre versteht sich also nicht auf die Chirurgie? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was ist dieses Wort Ehre? Luft. Eine feine Rechnung! Wer hat sie? Der Mittwoch starb. Fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein. Ist sie also nicht fühlbar? Für die Toten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Verleumdung gibt es nicht zu. Ich mag sie also nicht. — Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge, und so endigt mein Katechismus.“

TREUE

Nach deutschem Sprichwort ist die Treue das Mark der Ehre; darum sagt Königin Elisabeth mit Recht („König Heinrich VI.“ III. Teil, IV, 4):

„Dem traue nie, der einmal Treue brach.“

Der Narr in „König Lear“ spricht von der Treue ähnlich (II, 4):

„Herr, wer Euch dient für Gut und Geld
Und nur gehorcht zum Schein,
Pakt ein, sobald ein Regen fällt,
Läßt Euch im Sturm allein.
Doch ich bin treu; der Narr verweilt,
Läßt fliehn der Weisen Schar,
Der Schelm wird Narr, wenn er enteilt,
Der Narr kein Schelm fürwahr.“

Jago, der Erzlump, weiß das Vertrauen auf die Treue auszunutzen („Othello“ I, 1):

„O, seid ganz ruhig,
Ich dien' ihm, um mir's einzubringen. Ei, wir können
Nicht alle Herrn sein, nicht kann jeder Herr
Getreue Diener haben. Seht ihr doch
so manchen pflicht'gen, kniegebeugten Schuft,
Der, ganz verliebt in seine Sklavenfessel,
Ausharrt, recht wie die Esel seines Herrn,
Ums Heu, und wird im Alter fortgejagt. —
Peitscht mir solch redlich Volk! Dann gibt es andre,
Die ausstaffiert mit Blick und Form der Demut,
Ein Herz bewahren, das nur sich bedenkt;

Die nur Scheindienste liefern ihren Obern,
Durch sie gedeihn, und wann ihr Pelz gefüttert,
Sich selbst Gebieter sind. Die Burschen haben Witz,
Und dieser Zunft zu folgen ist mein Stolz.
Denn, Freund,
's ist so gewiß, als Ihr Rodrigo heißt,
Wär' ich der Mohr, nicht möcht' ich Jago sein.
Wenn ich ihm diene, dien' ich nur mir selbst:
Der Himmel weiß es! nicht aus Lieb' und Pflicht,
Nein, nur zum Schein für meinen eignen Zweck.
Denn wenn mein äußres Tun je offenbart
Des Herzens angeborne Art und Neigung
In Haltung und Gebärde, dann alsbald
Will ich mein Herz an meinem Ärmel tragen
Als Fraß für Kräh'n. — Ich bin nicht, was ich bin!"

Wer treulos ist, richtet sich selbst im Leben der Gemeinschaft:
„Treulosigkeit stirbt ab noch vor dem Leben.“

(„Die beiden Veroneser“ V, 4).

„Stets wird der Argwohn voller Augen stecken;
Denn dem Verrat traut man nur wie dem Fuchs,
Der, noch so zahm, gehegt, und eingesperrt,
Nicht abläßt von den Tücken seines Stamms.
Seht, wie Ihr wollt, ernst oder lustig aus,
Die Auslegung wird Euren Blick mißdeuten,
Und leben wir, wie Vieh im Stall,
Je mehr gepflegt, je näher stets dem Tode.“

(„König Heinrich IV.“ I. Teil, V, 2)

Erst im Unglück zeigt sich die wahre Freundschaft und die echte
Treue („König Heinrich VIII.“ II, 1):

„Wo Lieb' ihr und Vertraun freigebig schenkt,
Bewahrt die Zung', die ihr zu Freunden macht,
Die Herzen ihnen gebt, gewahren sie
Den kleinsten Stoß an eurem Glück, sie rollen
Wie Wellen von euch fort, nur wiederkehren,
Euch zu verschlingen.“

Ebenso Konstanze in „König Johann“ (III, 1):

„Gibst du die Not mir zu,
Die einzig lebt, weil Treu' und Glauben starb,
So muß die Not notwendig dies erweisen,
Daß Treu' und Glauben auflebt, wenn sie stirbt.
Tritt nieder meine Not, und Treue steigt;
Halt aufrecht sie, und Treue wird zertreten.“

Ebenso Apemantus in „Timon von Athen“ (I, 2):

„Mich wundert, wie doch Mensch dem Menschen traut:
Sie sollten nur sich laden ohne Messer;
Gut für das Mahl und für das Leben besser;
Das zeigt sich oft: der Bursche ihm zunächst,
Der mit ihm Brot bricht, ihm Gesundheit bringt,
Mit seinem Atem im geteilten Trunk,
Er ist der nächst', ihn zu ermorden.“

„Schlecht stammt von schlecht, niedrig von niedrig nur,
Mehl hat Kleie, Huld und Schmach Natur.“

(„Cymbeline“ IV, 2)

GEDULD UND MUT

Coriolanus mahnt die Mutter zur Geduld, als er aus Rom verbannt ist und der Stadt den Rücken kehrt; er fordert Mut von ihr (III, 4):

„O Mutter!
Wo ist dein alter Mut? Du sagtest sonst,
Das Unglück sei der Prüfstein der Gemüter;
Gemeines trag auch ein gemeiner Mensch.
Auf stiller See, da segle jedes Boot
Mit gleicher Kunst; – doch wenn des Schicksals Schläge
In's Tiefste treffen, dann gelassen bleiben,
Das fordere einen edlen Geist.“

Im Kalkül Jagos ist Geduld ein Mittel, den andern zu gewinnen oder ihn zu betrügen („Othello“ II, 3):

„Wie arm sind die, die nicht Geduld besitzen!
Wie heilten Wunden als nur nach und nach?
Du weißt, man wirkt durch Witz und nicht durch Zauber.
Und Witz beruht auf Stund' und günst'ger Zeit.“

Der erste Senator in „Timon von Athen“ nennt Gleichmut den wahren Mut (III, 5):

„Nur der zeigt wahren Mut, der weislich duldet
Das Schlimmste, was der Gegner spricht; dem Kränkung
Nur ist wie ein Gewand, das leicht zu tragen;
Der Unbill nie läßt bis zum Herzen dringen,
Dies zu vergiften.
Schimpf ist ein Übel: zwäng's uns, totzuschlagen,
Wie dumm, sein Leben für ein Übel wagen!“

Anders Alicibiades („Timon von Athen“ III, 5):

„Was wagen in der Schlacht sich dumme Menschen
Und dulden nicht das Dräun? und schlafen still,
In Zuversicht dem Feind die Kehle bietend,
Ganz ohne Widerstand? Ist im Ertragen
So großer Mut, was machen wir im Feld?
Nun also, tapferer sind dann die Frauen,
Im Hausgeschäft geht Dulden über Alles;
Mehr, als der Leu, ist dann Soldat der Esel;
Der Dieb in Ketten weiser als der Richter,
Liegt Weisheit nur im Leiden. Senatoren,
Groß seid ihr schon, nun seid auch mild und gut;
Raschheit verdammt man leicht mit kaltem Blut.
Totschlag, ich geb' es zu, ist bö's und schlecht;
Doch Abwehr ist, wenn Gnade spricht, gerecht.
Der Zorn gehört wohl zu den größten Sünden;
Doch ist kein Mensch, der nie gezürnt, zu finden.“

Wahrer Mut ist nur mit ehrlichem Gewissen vereinbar („König Lear“ V, 3):

„Ich war noch niemals tapfer,
Wo ich nicht ehrlich konnte sein.“

und Norfolk in „König Richard II.“ (I, 3):

„Ich geh' zum Kampfe, munter wie zur Lust:
Denn Ruhe wohnt in meiner treuen Brust.“

Deshalb kann der Herzog in „Maß für Maß“ zu Isabella sagen (III, 1):

„Tugend ist kühn und Güte ohne Furcht.“

Imogen ist mutig aus Bedrängnis („Cymbeline“ III, 6):

„Doch macht Verhungern tapfer die Natur,
Eh' es sie aufreißt ganz. Der Überfluß
Und Friede zeugen Memmen. Drangsal ist
Der Keckheit Mutter.“

und: „Tollkühn sein,
Heißt aus der Furcht geschreckt sein; so gelaunt,
Hackt auf den Strauß die Taub'; und immer seh' ich

Wie unserm Feldherrn der Verstand entweicht,
Wächst ihm das Herz. Zehrt Mut das Urteil auf,
Frißt er das Schwert, mit dem er kämpft.“

(„Antonius und Cleopatra“ III, 11)

Macbeth als Ritter und bewährter Krieger sagt von sich (I, 7):

„Ich wage alles, was dem Manne ziemt;
Wer mehr wagt, ist kein Mann.“

Troilus behauptet, daß der Verstand den Mut zerstört („Troilus und Cressida“ (II, 2):

„Mannheit und Ehre,
Wenn sie mit Gründen nur sich mästeten,
Gewannen Hasenherzen; Vernunft und Sinnen
Macht Leben bleich, und Jugendkraft zerrinnen.“

Schuld macht furchtsam:

„Der kranken Seele, nach der Art der Sünden,
Scheint jeder Tand ein Unglück zu verkünden;
Von so betörter Furcht ist Schuld erfüllt,
Daß, sich verbergend, die sich selbst enthüllt.“

(„Hamlet“ IV, 5)

„Herr, Weise jammern nie vorhand'nes Weh,
Sie schneiden gleich des Jammers Wege ab.
Den Feind zu scheun, da Furcht die Stärke hemmt,
Das gibt dem Feinde Stärk' in Eurer Schwäche,
Und so ficht Eure Torheit wider Euch.
Furcht bringt uns um, nichts Schlimmres droht beim Fechten –
Tod wider Tod, ist Sterben im Gefecht,
Doch fürchtend sterben, ist des Todes Knecht.“

(„König Richard II.“ III, 2)

Furcht führt zu Haß:

„Wir hassen bald, was oft uns Furcht erregt.“

(„Antonius und Cleopatra“ I, 3)

und verrät den Schuldigen:

„Wenn nicht unsre Taten,
Macht Furcht uns zu Verrätern.“

(„Macbeth“ IV, 2)

Leidenschaftlich lehnt sich Leonatus in „Viel Lärm um nichts“ gegen die Mahnung zur Geduld als Trost in seinem Schmerz auf (V, 1):

„Spare deinen Rat!

Er fällt so fruchtlos in mein Ohr, wie Wasser
Ein Sieb durchströmt. O gib mir keinen Rat!
Und keinen Tröster laß mein Ohr erquicken,
Als solchen, dessen Schmerz dem meinen gleicht. –
Bring' mir 'nen Vater, der sein Kind so liebte,
Daß Freud' an ihm vernichtet ward, wie meine,
Und heiß' Geduld ihn predigen.
Miß seinen Gram nach meinem auf ein Haar,
Jeglichem Weh entsprech' ein gleiches Weh,
Und hier wie dort ein Schmerz für jeden Schmerz,
In jedem Zug und Umriß Licht und Schatten;
Wenn der nun lächelt und den Bart sich streicht,
Gram Freude nennt, Hei! ruft, statt tief zu seufzen,
Sein Leid mit Sprüchen flickt, mit Bücher-Phrasen,
Den bitteren Schmerz betäubt, den bringe mir,
Von diesem will ich dann Geduld erlernen.
Doch solchen Mann gibt's nicht. Denn Bruder, Menschen,
Sie raten, trösten, heilen nur den Schmerz,
Den sie nicht selber fühlen. Trifft er sie,
Dann wird zur wilden Wut derselbe Trost,
Der eben noch Arznei dem Gram verschrieb,
An seidner Schnur den Wahnsinn wollte fesseln,
Herzweh mit Luft, den Krampf mit Worten stillen.
Nein! Nein! stets war's der Brauch, Geduld zu rühmen
Dem Armen, den die Last des Kammers beugt:
Doch keines Menschen Kraft noch Willensstärke
Genügte solcher Weisheit, wenn er selbst
Das Gleiche duldete: drum keinen Rat;
Denn lauter schreit mein Schmerz als dein Ermahnen.“

FREUNDSCHAFT

„Gesellschaft ist die Glückseligkeit des Lebens.“
(„Liebes Leid und Lust“ III, 2):

Das ist ebenso richtig wie falsch; die Einsamkeit ist nicht nur Schicksal, sondern auch tiefstes menschliches Bedürfnis.

„Freundschaft ist eine Schmeichlerin.“

sagt in „König Heinrich V.“ Connetable als Sprichwort; er hat recht für den Regelfall, wie der zweite Diener im „Timon von Athen“ (IV, 2) mit seinen Worten:

„Wie wir den Rücken wenden
Von dem Gefährten, den das Grab verschlang:
So schleichen vom begrabnen Glück sich alle
Die Freund', hinwerfend ihm die hohlen Schwüre,
Gleich leeren Beuteln; und sein armes Selbst,
Ein Bettler nur, der Luft anheimgefallen,
Mit seiner Krankheit, allvermiedner Armut,
Geht nun, wie Schmach, allein.“

Ferner Hamlet (III, 2):

„Denn eine Frag' ist's, die zu lösen bliebe,
Ob Lieb' das Glück führt, oder Glück die Liebe.
Der Große stürzt: seht seinen Günstling fliehn;
Der Arme steigt, und Feinde lieben ihn.
Soweit scheint Liebe nach dem Glück zu wählen:
Wer ihn nicht braucht, dem wird ein Freund nicht fehlen.
Und wer in Not versucht den falschen Freund,
Verwandelt ihn sogleich in einen Feind.“

Freundschaft braucht keine Form, auch keine Komplimente:

„Nein, Lords, die Komplimente
Sind nur erfunden, einen Glanz zu leihn
Verstellter Freundlichkeit und hohlem Gruß,
Guttun vernichtend, um nicht zu gewähren;
Doch wahre Freundschaft kann sie ganz entbehren.“
(„Timon von Athen“ I, 2)

Ulysses meint („Troilus und Cressida“ II, 3):

„Die Freundschaft, welche Weisheit knüpfte, kann
Torheit leicht auflösen.“

Stephano behauptet („Sturm“ II, 2):

„Niemand weiß, wer sein Freund ist.“

Und in der Tat erweist sich mancher in der Not als echter Freund,
der vorher nicht so schien. Wir sollen dem Instinkt vertrauen.

„Natur lehrt selbst die Tiere ihre Freunde kennen.“
(„Coriolanus“ II, 1)

WAHRHEIT

Zwischen Klugheit und Wahrheit liegt eine Kluft wie zwischen menschlich und göttlich; das spricht Eduard von Wales in „König Richard III.“ aus (III, 1):

„Mich dünkt, die Wahrheit sollte immer leben,
Als wär' sie aller Nachwelt ausgeteilt,
Bis auf den letzten Tag der Welt.
Klug allzubald, sagt man, wird nimmer alt.“

Klug ist Jago („Othello“ III, 3):

„Ich blöder Tor,
Deß' Lieb' und Redlichkeit als Laster gilt!
Aufrichtig sein und redlich bringt Gefahr!
Klug sollt' ich sein, denn Gradheit ist 'ne Törin,
Die das verfehlt, wonach sie strebte.“

Die Worte eines Sterbenden, der von dem irdischen Leben nichts mehr erwartet, haben zu allen Zeiten großes Gewicht gehabt:

„O sagt man doch, daß Zungen Sterbender
Wie tiefe Harmonie Gehör erzwingen;
Wo Worte selten, haben sie Gewicht:
Denn Wahrheit atmet, wer schwer atmend spricht.
Nicht der, aus welchem Lust und Jugend schwätzt,
Der wird gehört, der bald nun schweigen muß;
Beachtet wird das Leben mehr zuletzt:
Der Sonne Scheiden und Musik am Schluß
Bleibt, wie der letzte Schmach von Süßigkeiten,
Mehr im Gedächtnis als die frühern Zeiten:

Wenn Richard meines Lebens Rat verlor,
Des Todes Warnung trifft vielleicht sein Ohr.“

(„König Richard II.“ II, 1)

Banquo ist ängstlich um der Prophezeiung der Hexen willen, selbst wenn sie Wahrheit ist („Macbeth“ I, 3):

„Oft um in unser Unglück uns zu locken,
Erzählen Wahrheit uns des Dunkels Diener,
Gewinnen uns mit Ehrlichkeit im Kleinen,
Uns zu verraten, wo's das Höchste gilt.“

Die Welt will allerdings betrogen sein; das sagt Bassanio im „Kaufmann von Venedig“ (III, 2):

„So ist oft äußrer Schein sich selber fremd,
Die Welt wird immerdar durch Zier berückt.
Im Recht, wo ist ein Handel so verderbt,
Der nicht, geschmückt von einer holden Stimme,
Des Bösen Schein verdeckt? Im Gottesdienst,
Wo ist ein Irrwahn, den ein ehrbar Haupt
Nicht heiligte, mit Sprüchen nicht belegte
Und bürge die Verdammlichkeit durch Schmuck?
Kein Laster ist so blöde, das von Tugend
Im äußern Tun nicht Zeichen an sich nähme.
Wieviel Feiglinge, die Gefahren stehn,
Wie Spreu dem Winde, tragen nicht am Kinn
Den Bart des Herkules und finstern Mars,
Fließt gleich in ihrem Herzen Milch statt Blut?
Und diese leihn des Mutes Auswuchs nur,
Um furchtbar sich zu machen. Blickt auf Schönheit,
Ihr werdet sehn, man kauft sie nach Gewicht,
Das hier ein Wunder der Natur bewirkt
Und, die es tragen, um so lockrer macht.
So dies schlänglicht krausen goldenen Locken,
Die mit den Lüften so mutwillig hüpfen,
Als vorgeschützter Reiz: man kennt sie oft
Als eines zweiten Kopfes Ausstattung:
Der Schädel, der sie trug, liegt in der Gruft.

So ist denn Zier die trügerische Küste
Von einer schlimmen See, der schöne Schleier,
Der eine Fratze birgt; mit einem Wort
Die Scheinwahrheit, womit die schlaue Zeit
Auch Weise fängt. Darum, du gleißend Gold,
Des Midas harte Kost, dich will ich nicht.“

Ebenso Simon in „Perikles“ mit kurzen Worten (II, 5):

„Meinung ist eine Törin, die allein
Den Mann beurteilt nach dem äußern Schein.“

Denselben Gedanken spricht der Narr im „König Lear“ mit den Worten aus (I, 4):

„Wahrheit ist ein Hund, der ins Loch muß und hinausgepeitscht wird, während Madame Schoßhündin am Feuer stehen und stinken darf.“

Weil Wahrheit selbstlos ist, kann sie auch schweigen (Enobardus in „Antonius und Cleopatra“ II, 2):

„Ich hätte bald vergessen, daß Wahrheit schweigen muß.“

Wie sich Wahrheit zu Wissenschaft verhält, sagt uns in „Der Liebe Lust und Leid“ (I, 1):

„Eitel ist jede Lust, am meisten, die
Mit Mühen kaufend nichts erwirbt als Müh';
So auch, mühevoll den Geist zum Buch zu wenden,
Suchend der Wahrheit göttlich Angesicht,
Indes die Strahlen schon das Auge blenden.
Licht, das Licht sucht, betrügt das Licht um Licht!
Und statt zu finden, wo's im Finstern funkelt,
Erlischt dein Licht, und Nacht hält dich umdunkelt.
Studiert vielmehr, was euer Aug' entzücke,
Indem ihr's auf ein schön'res Auge wendet,
Das blendend uns zugleich mit Trost erquicke,
Und, raubt es Licht, uns neue Sehkraft spendet.
Die Wissenschaft ist gleich dem Strahl der Sonnen,
Kein frecher Blick darf ihren Glanz ergründen;
Was hat solch armer Grübler sich gewonnen
Als Satzung, die im fremden Buch zu finden? —

Die ird'schen Paten, die im Himmelsheer,
Gevattern gleich, jedweden Stern benennen,
Erfreu'n sich ihres nächt'gen Scheins nicht mehr,
Als die umhergehn und nicht einen kennen. —
Wer zu viel weiß, weiß nichts als leere Spreu,
Und jeder Pate tauft die Dinge neu.“

In gleicher Weise belehrt uns Biron ebenda (I, 1):

„So schießt das Studium immer übers Ziel:
Weil es studiert zu haschen, was es wollte,
Vergaß es auszurichten, was es sollte;
Und hat es nun, worauf es lang gesonnen,
Ist's, wie im Sturm gewonnen, so zerronnen.“
„Ich mag um Neujahr Rosen nicht verlangen,
Noch Schnee, wenn Lenz und Mai mit Blüten prangen:
Jegliche Frucht muß Reif' und Zeit erlangen,
So kommt für euch zu spät das Lernen nach;
Ihr wollt zur Haustür klettern übers Dach.“

Weisheit beruht auf Wissen und Erfahrung, die langsam reift:

„Erfahrung wird durch Fleiß und Müh' erlangt,
Und durch den raschen Lauf der Zeit gereift.“

(„Die beiden Veroneser“ I, 3)

Pater Lorenzo nennt die Philosophie, als er den verbannten Romeo trösten will („Romeo und Julia“ III, 3):

„Der Trübsal süße Milch.“

Der Wissende hat einen Teil des Glaubens hingegeben, darum erwidert Malcolm an Macduff („Macbeth“ IV, 3)

„Und Weisheit raubt mir gläubiges Vertraun.“

Freilich sollte er sich stets die Mahnung Hamlets gegenwärtig halten (I, 5):

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.“

LEIDENSCHAFTEN

An die Spitze stelle ich den Monolog des Bastards in „König Johann“ (II, 2):

„O Welt! O tolle Fürsten! Tolles Bündnis!
Johann, um Arthurs Anspruch an das Ganze
Zu hemmen, hat ein Teil davon erteilt;
Und Frankreich, den Gewissen selbst gepanzert,
Den Christenlieb' und Eifer trieb ins Feld
Als Gottesstreiter: da der schlaue Teufel,
Der Vorsatzänderer ihm ins Ohr geraunt:
Der Mäkler, der die Treu' zur Makel macht,
Der Alltagsmeineid, der um alle wirbt, —
Um Kön'ge, Bettler, Alte, Junge, Mägde, —
Die er, wenn sie nichts zu verlieren haben,
Als das Wort Magd, um dies die Armen trägt, —
Der glatte Herr, der Schmeichler Eigennutz, —
Ja, Eigennutz, der schiefe Hang der Welt,
Der Welt, die gleich gewogen ist an sich,
Auf ebnem Bodengrade hin zu rollen;
Bis dieser Vorteil, dieser schnöde Hang,
Der Lenker der Bewegung, Eigennutz,
Sie abwärts neigt von allem Gleichgewicht,
Von aller Richtung, Vorsatz, Lauf und Ziel; —
Und dieser Hang nun, dieser Eigennutz,
Dies allverwandelnde Vermittlerwort,
Für Frankreichs leichten Sinn ein Augenpflaster,
Zieht ihn von seiner selbstverliehenen Hilfe,
Von einem wackern, ehrenvollen Krieg,

Zu einem schnöden, schlecht geschloss'nen Frieden. —
Und warum schelt' ich auf den Eigennutz?
Doch nur, weil er bis jetzt nicht um mich warb.
Nicht, weil ich stark genug, die Hand zu schließen,
Wenn seine schönen Engel sie begrüßten;
Nein, sondern weil die Hand, noch unversucht,
Dem armen Bettler gleich, den Reichen schilt.
Gut, weil ich noch ein Bettler, will ich schelten,
Und sagen, Reichtum sei die einz'ge Sünde;
Und bin ich reich, spricht meine Tugend frei:
Kein Laster geb' es außer Bettelei.
Bricht Eigennutz in Königen die Treu,
So sei mein Gott Gewinn und steh' mir bei!“

König Leontes kennt das Wesen der Leidenschaft („Wintermärchen“ I, 1):

„Begierde, deine Richtung geht zum Kern.
Das machst du möglich, was unmöglich schien,
Verkehrst mit Träumen (wie kann dies geschehn?),
Du wirkst zusammen mit dem Wesenlosen
Und bist dem Nichts verbrüderet.“

Ferner:

„Unmäßiger Trieb
Ist eine Tyrannei in der Natur
Die manch' beglückten Thron zu früh verwaist,
Viel' Könige gestürzt.“
 („Macbeth“ IV, 3)

Jeder Mensch hat eine Leidenschaft, darum sagt Hamlet (III, 2):

„Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich dich hege.“

König Lear sagt von sich (III, 4):

„Ist frei der Geist,
Dann fühlt der Körper zart. Der Sturm im Geist
Raubt meinen Sinnen jegliches Gefühl.“

Und Edgar stellt im gleichen Drama fest (V, 3):

„Die Götter sind gerecht. Aus unsern Lüsten
Erschaffen sie das Werkzeug, uns zu geißeln.“

Es gehört schon der ganze leidenschaftliche Stolz eines Coriolan dazu, sich vorzunehmen:

„Starrsinn allein sei Tugend.“ („Coriolanus“ Bod. 320)

Demgegenüber sagt Aufidius von seinem großen Rivalen („Coriolanus“ IV, 5):

„Sei 's nun Stolz.
Der immer, bleibt das Glück unwandelbar,
Den Held befleckt; sei 's Mangel an Verstand,
Wodurch er nicht den Zufall klug beherrscht,
Der ihn begünstigt, oder sei 's Natur,
Die ihn aus einem Stück schuf.“

Agamemnon kennzeichnet den Stolz folgendermaßen („Troilus und Cressida“ II, 3):

„Wer stolz ist, verzehrt sich selbst; Stolz ist sein eigener Spiegel, seine eigne Trompete, seine eigne Chronik! Und wer sich selbst preist, außer durch die Tat, vernichtet die Tat im Preise.“

Ähnlich Regan im „König Lear“ (III, 1):

„Dem Eigensinn
Wird Ungemach, das er sich selber schafft,
Der beste Lehrer.“

Der erfahrene Ulysses sagt in „Troilus und Cressida“ (III, 3):

„Stolz hat keinen Spiegel,
Sich selbst zu schaun, als Stolz; des Knies Verehrung
Mästet den Hochmut, wird des Stolzen Zehrung.“

Wut macht blind („Coriolanus“ III, 1):

„So tigerfüß'ge Wut, sieht sie das Elend
Der ungehemmten Eile, legt zu spät
Blei an die Sohlen.“

und

„Nimmer hat die Wut sich gut verteidigt.“
(„Antonius und Cleopatra“ IV, 1)

Schließlich noch die Worte Coriolans, als er sich zu den Volskern wendet (IV, 3):

„O Welt! Du rollend Rad! Geschworne Freunde,
Die in zwei Busen nur ein Herz getragen,
Die Zeit und Bett und Mahl und Arbeit teilten,
Vereinigt stets, als wie ein Zwillingsspaar,
In ungetrennter Liebe, brechen aus
Urplötzlich durch den Hader um ein Nichts
In bitterm Haß. — So auch erboste Feinde,
Die Haß und Grimm nicht schlafen ließ vor Plänen,
Einander zu vertilgen, durch 'nen Zufall,
Ein Ding, kein Ei wert, werden Herzensfreunde,
Und Doppelgatten ihrer Kinder. So auch ich.
Ich hasse den Geburtsort, liebe hier
Die Feindesstadt.“ —

Der Idealist Schiller meinte, es sei der Geist, der sich den Körper baut, und es könnte daher in einem schönen Leibe nur eine schöne Seele wohnen; der Realist Shakespeare läßt König Duncan sagen („Macbeth“ I, 4):

„Ach, keine Kunst
Gibt's, im Gesicht der Seele Frau zu lesen.“

GEWISSEN

„Der höchste Richter“ hat „des Guten Trieb in jeder Brust von hohem Ansehn“ geweckt, „des Rechtes Bruch und Fälschung zu durchschaun“ („König Johann“ II, 1). Es ist die Stimme des Gewissens, die aus Brutus spricht, wenn er sich selbst gesteht („Julius Cäsar“ II, 1):

„Seit Cassius mich spornte gegen Caesar,
Schief ich nicht mehr.
Bis zur Vollführung einer furchtbaren Tat
Vom ersten Antrieb ist die Zwischenzeit
Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
Der Genius und die sterblichen Organe
Sind dann zum Rat vereint; und die Verfassung
Des Menschen, wie ein kleines Königreich
Erleidet dann den Zustand der Empörung.“

Diese Worte erklären Hamlets Verhalten, der gleiche Gedanke beherrscht den Monolog im dritten Akt, beginnend mit den Worten: „Sein oder Nichtsein —, das ist die Frage.“ Darin heißt es:

„So macht Gewissen Feige aus uns allen;
Der angeborenen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen.“

Der Handelnde wird schuldig, das Gewissen hemmt ihn, so kommt er nicht oder nur mit Not zur Tat.

König Richard III. hat kein Gewissen; er sagt (V, 3):

„Gewissen ist ein Wort für Feige nur,
Zum Einhalt für den Starken erst erdacht:
Uns ist die Wehr Gewissen, Schwert Gesetz.“

Ich lasse jetzt folgen die Untersuchung zwischen den beiden vom Herzog von Gloster, späteren König Richard III., gedungenen Mördern seines Bruders Clarence („König Richard III.“ I, 4):

Erster Mörder: „Wo ist dein Gewissen nun?“

Zweiter Mörder: „Im Beutel des Herzogs von Gloster.“

Erster Mörder: „Wenn er also seinen Beutel aufmacht, uns den Lohn zu zahlen, so fliegt dein Gewissen heraus.“

Zweiter Mörder: „Es tut nichts, laß es laufen; es mag's ja doch beinahe kein Mensch hegen.“

Erster Mörder: „Wie aber, wenn sich's wieder bei dir einstellt?“

Zweiter Mörder: „Ich will nichts damit zu schaffen haben, es ist ein gefährlich Ding, es macht einen zur Memme. Man kann nicht stehlen, ohne daß es einen anklagt; man kann nicht schwören, ohne daß es einen zum Stocken bringt; man kann nicht bei seines Nachbars Frau liegen, ohne daß es einen verrät. 's ist ein verschämter blöder Geist, der einem im Busen Aufruhr stiftet; es macht einen voller Schwierigkeiten; es hat mich einmal dahin gebracht, einen Beutel voll Gold wieder herzugeben, den ich von ungefähr gefunden hatte; es macht jeden zum Bettler, der es hegt; es wird aus Städten und Flecken vertrieben als ein gefährlich Ding, und jedermann, der gut zu leben denkt, verläßt sich auf sich selbst und lebt ohne Gewissen.“

Nicht wesentlich anders ist die Auffassung des Antonio, unrechtmäßigen Herzogs von Mailand, über das Gewissen („Sturm“ II, 1):

Antonio: „Und wie hegt Euer Beifall
Eu'r eignes gutes Glück?“

Sebastian: „Es fällt mir bei,
Ihr stürztet Euern Bruder Prospero.“

Antonio: „Wahr!

Und seht, wie wohl mir meine Kleider sitzen,
Weit schmucker als zuvor. Des Bruders Diener,
Die damals meine Kameraden waren,
Sind meine Leute jetzt.“

Sebastian: „Doch Eu'r Gewissen?“

Antonio: „Ei, Herr, wo sitzt das? Wär's der Frost im Fuß,
Müßt' ich in Socken gehn; allein ich fühle
Die Gottheit nicht im Busen. Zehn Gewissen,
Die zwischen mir und Mailand stehn, sie möchten
Gefroren sein und auftaun, eh' sie mir
Beschwerlich fielen. Hier liegt Euer Bruder
Nicht besser als die Erd', auf der er liegt,
Wär' er, was jetzt er scheint, nämlich tot,
Den ich mit diesem will'gen Stahl, drei Zoll davon
Zu Bett auf immer legen kann; indes Ihr gleichfalls
Die alte Ware da, den Meister Klug,
In Ruhestand setztet, der uns weiter nichts
Vorrücken sollte. All die andern nehmen
Verführung an, wie Milch die Katze schleckt;
Sie zählen uns zu jedem Werk die Stunde,
Wozu wir sagen, es sei Zeit.“

Sebastian: „Mein Freund,
Dein Fall zeigt mir den Weg: Wie du zu Mailand,
Komm' ich zu Neapel. Zieh dein Schwert! Ein Streich
Löst vom Tribut dich, den du zahlst; und ich,
Der König, will dir hold sein.“

Antonio: „Zieht mit mir,
Und heb' ich meine Hand, tut Ihr desgleichen,
Und nieder auf Gonzalo!“

Hierher gehört die Meinung Aarons vom Gewissen und vom Eid
(„Titus Andronicus“ V, 1):

„Und wenn ich's nie getan: (Ich tu's auch nicht!)
Doch, weil ich weiß, du hältst auf Religion,
Glaubst an das Ding, das man Gewissen nennt,

Und an der Pfaffen Brauch und Observanz,
Die ich dich sorgsam hab' erfüllen sehn, —
Deshalb fordr' ich den Eid von dir. Ich weiß,
Ein Dummkopf hält 'nen Schellenstab für Gott,
Und ehrt den Eid, den er dem Gotte schwur;
Drum fordr' ich ihn.“

Ganz anders Oxford in „König Richard III.“ (V, 2):

„Jeglich Gewissen ist wie tausend Schwerter,
Zu fechten mit dem blut'gen Bösewicht.“

Und Kardinal Wolsey in „König Heinrich VIII.“ (III, 2):

„Wie sehr doch möcht' ich diesen Mann verachten,
Bewahrte mich die Nächstenliebe nicht!“

Ein Ausfluß des Gewissens ist die Reue („König Richard III.“
I, 4):

„Nicht zu bereun ist viehisch, wild und teuflisch.“

„Weh, wer zu spät bereut!“ („König Lear“ I, 4)

Es folgt die Rede Ariels an die Übeltäter im „Sturm“ (III, 3):

„Ihr seid drei Sündenmänner, die das Schicksal
(Das diese niedre Welt und was darinnen,
Als Werkzeug braucht) der nimmersatten See
Geboten auszuspeien; und an dies Eiland
Von Menschen unbewohnt, weil unter Menschen
Zu leben ihr nicht taugt. Ich macht' euch toll,
Und grad in solchem Mut ersäufen, hängen
Sich Menschen selbst. Ihr Toren! Ich und meine Brüder
Sind Diener des Geschicks; die Elemente,
Draus eure Schwerter sind geschmiedet, könnten
So gut den lauten Wind verwunden oder
Die stets sich schließenden Gewässer töten
Mit eitlen Streichen, als am Fittich mir
Ein Fläumchen kränken. Meine Mitgesandten sind
Gleich unverwundbar: könntet ihr auch schaden,
Zu schwer sind jetzt für eure Kraft die Degen
Und lassen sich nicht heben. Doch bedenkt
(Denn das ist meine Botschaft), daß ihr drei

Den guten Prospero verstießt von Mailand,
Der See ihn preisgabt (die's euch nun vergolten).
Ihn und sein harmlos Kind; für welche Untat
Die Mächte — zögernd, nicht vergessend — jetzt
Die See, den Strand, ja alle Kreaturen
Empöret gegen euern Frieden. Dich,
Alonso, haben sie des Sohnes beraubt,
Verkünden dir durch mich: ein schleichend Unheil,
Viel schlimmer als ein Tod, der einmal trifft,
Soll Schritt vor Schritt auf jedem Weg dir folgen. —
Und euch zu schirmen vor demselben Grimm,
Der sonst in diesem gänzlich öden Eiland
Aufs Haupt euch fällt, hilft nichts als Herzensleid
Und reines Leben künftig.“

Reue wirkt Gnade („Die beiden Veroneser“ V, 4):

„Wen Reue nicht entwaffnen kann, der frommt
Nicht Erd' noch Himmel; beide fühlen mild.
Durch Reue wird des Ew'gen Zorn gestillt.“

Der Monolog des Königs Claudius diene als Abschluß; das
Gewissen plagt ihn, doch kann er nicht bereuen, so wird ihm die
Gnade innerer Ruhe nicht zuteil („Hamlet“ III, 3):

„O meine Tat ist faul. Sie stinkt zum Himmel,
Sie trägt den ersten, ältesten der Flüche:
Mord eines Bruders! — Beten kann ich nicht,
Ist gleich die Neigung dringend wie der Wille:
Die stärkste Schuld besiegt den starken Vorsatz,
Und wie ein Mann, dem zwei Geschäft' obliegen,
Steh' ich in Zweifel, was ich erst soll tun,
Und lasse beides. Wie? wär' diese Hand
Auch um und um in Bruderblut getaucht:
Gibt es nicht Regen g'nug im milden Himmel,
Sie weiß wie Schnee zu waschen? Wozu dient
Die Gnad, als vor der Sünde Stirn zu treten?
Und hat Gebet nicht die zwiefache Kraft,
Dem Falle vorzubeugen und Verzeihung

Gefallnen auszuwirken? Gut, ich will
Emporschaun: mein Verbrechen ist geschehn.
Doch oh, welche Wendung des Gebets
Ziemt meinem Fall? Vergib mir meinen schnöden Mord?
Dies kann nicht sein; mir bleibt ja stets noch alles,
Was mich zum Mord getrieben: meine Krone,
Mein eigener Ehrgeiz, meine Königin.
Kann Gnade finden, wer Sünderlohn behält?
In den verderbten Lüften dieser Welt
Kann die vergold'te Hand der Missetat
Das Recht wegstoßen, und des Frevels Preis
Erkauft oft das Gesetz. Nicht so dort oben!
Da gilt kein Kunstgriff, da erscheint die Handlung
In ihrer wahren Art, und wir sind selbst
Genötigt, unsern Fehlern in die Zähne
ein Zeugnis abzulegen. Nun? was bleibt?
Schn, was die Reue kann. Was kann sie nicht?
Doch, wenn man nicht bereuen kann, was kann sie?
O Jammerstand! O Busen, schwarz wie Tod!
O Seele, die sich, frei zu werden ringend,
Noch mehr verstrickt. — Helft, Engel, mir's versuchen!
Beugt euch, ihr starren Knie! Gestähltes Herz,
Sei weich wie Sehnen neugeborner Kinder!
Vielleicht wird alles gut.“

„Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen:
Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.“

VON DER LIEBE

Phöbe: „Sag, guter Schäfer, diesem jungen Mann,
Was lieben heißt.“

Silvius: „Es heißt, aus Seufzern ganz bestehn und Tränen.
Es heißt, aus Treue ganz bestehn und Eifer.
Es heißt, aus nichts bestehn als Fantasie,
Aus nichts als Leidenschaft, aus nichts als Wünschen,
Ganz Anbetung, Ergebung, Dienstbarkeit,
Ganz Demut, ganz Geduld und Ungeduld,
Ganz Reinheit, ganz Bewährung, ganz Gehorsam.“
(„Wie es euch gefällt“ V, 2)

Weniger romantisch faßt Rosalinde im gleichen Drama die Liebe auf (III, 2):

„Liebe ist eine bloße Tollheit, und ich sage euch, verdient ebensogut eine dunkle Zelle und Peitsche als andere Tolle; und die Ursache, warum sie nicht so gezüchtigt und geheilt wird, ist, weil sich diese Mondsucht so gemein gemacht hat, daß die Zuchtmeister selbst verliebt sind. Doch kann ich sie mit gutem Rat heilen.“

Orlando: „Habt ihr irgend wen so geheilt?“

Rosalinde: „Ja, einen, und zwar auf folgende Weise: Er mußte sich einbilden, daß ich seine Liebste, seine Gebieterin wäre, und alle Tage hielt ich ihn an, um mich zu werben. Ich, der ich nur ein launenhafter Junge bin, grämte mich dann, war weibisch, veränderlich, wußte nicht, was ich wollte, stolz, fantastisch, grillenhaft, läppisch, unbeständig, bald in Tränen, bald voll Lächeln, von jeder Leidenschaft etwas,

und von keiner etwas Rechtes, wie Kinder und Weiber meistens in diese Farben schlagen. Bald mochte ich ihn leiden, bald konnte ich ihn nicht ausstehn, dann machte ich mir mit ihm zu schaffen, dann sagte ich mich von ihm los, jetzt weinte ich um ihn, jetzt spie ich vor ihm aus: so daß ich meinen Bewerber aus einem tollen Anfall von Liebe in einen leibhaften Anfall von Tollheit versetzte, welche darin bestand, das Getümmel der Welt zu beschwören und in einem mönchischen Winkel zu leben. Und so heilte ich ihn, und auf diese Art nehme ich es über mich, euer Herz so rein zu waschen wie ein gesundes Schafherz, daß nicht ein Fleckchen Liebe mehr daran sein soll.“

Romeo nimmt die Liebe als Lebensinhalt und als wahres Glück („Romeo und Julia“ I, 1):

„Lieb' ist ein Rauch, erzeugt aus Seufzerhauch;
Geschürt, ist sie ein funkelnd Feu'r im Aug';
Gequält, ein Meer, von Tränen angeschwellt.
Was ist sie sonst? Verständ'ge Raserei,
Und süße Gall', und ekle Spezerei.“

„Mein Leben ist so endlos wie das Meer,
Mein Lieben ganz so tief; je mehr ich gebe,
Je mehr hab' ich, denn beides ist unendlich.“

(„Romeo und Julia“ II, 2)

Ähnlich der Herzog in „Die beiden Veroneser“ (III, 1):

„Denn Liebe gleicht dem Kinde,
Das alles will, was es verlangen kann.“

Anders Helena im „Sommernachtstraum“ (I, 2):

„Dem schlechtesten Ding, an Art und an Gehalt,
Leiht Liebe dennoch Ansehn und Gestalt,
Sie sieht mit dem Gemüt, nicht mit den Augen,
Und ihr Gemüt kann nie zum Urteil taugen:
Drum nennt man ja den Gott der Liebe blind.
Auch malt man ihn geflügelt und als Kind,
Weil er, von Spiel zu Spiele fortgezogen,
In seiner Wahl so häufig wird betrogen.

Wie Buben oft im Scherze lügen, so
Ist auch Cupido falscher Schwüre froh.“

Die Liebe, sie kommt ganz unverhofft auf leichten Sohlen und
mit zarten Schwingen wie Amor mit dem Pfeil und Köcher
angeflogen; sie läßt sich nicht erzwingen:

„Wie Schatten flieht die Lieb', indem man sie verfolgt,
Sie folgt dem, der sie flieht, und flieht den, der ihr folgt.“
(„Die lustigen Weiber von Windsor.“ II, 2)

Mit dem Verstand hat Liebe nichts zu tun:

„Doch ihr seid weise,
Oder liebt nicht; denn weise sein und lieben
Vermag kein Mensch; nur Götter können's üben.“
(„Troilus und Cressida“ III, 2)

Valentin nennt die Liebe eine Narrheit bei Mann und Frau
(„Die beiden Veroneser“ I, 1):

„Lieb' ist dein Meister, denn sie meistert dich;
Und der, den eine Närrin spannt ins Joch,
Den kann man nicht ins Buch der Weisen schreiben.“

Proteus: „Doch liest man, so wie in der zartsten Knospe
Die Raupe nagend wohnt, so nagend wohnt
Die Liebe in dem allerfeinsten Sinn.“

Valentin: „Auch sagt das Buch, so wie die frühste Knospe
Vom Wurm zernagt wird, eh' sie aufgeblüht,
So wandl' auch jungen, zarten Sinn die Liebe
In Torheit, daß vergiftet wird die Knospe,
Daß schon das Grün im ersten Lenz verwelkt
Und jeder künft'gen Hoffnung schöne Frucht.“

Die Liebe hat ihre eigne Art zu sprechen und sich kundzutun;
In „Die beiden Veroneser“ (I, 2):

Julia: „Er nur allein bewegte nie mich schmerzlich.“

Lucetta: „Doch er allein nur liebt gewiß Euch herzlich.“

Julia: „Er spricht fast nie, das ist nicht Leidenschaft.“

Lucette: „Verdecktes Feuer brennt mit größrer Kraft.“

Julia: „Nicht liebt, wer nimmer offenbart die Liebe.“

Lucetta: „Und minder liebt, wer andern zeigt die Liebe.“

Im gleichen Drama belehrt Valentin den Herzog über die Liebes-
kunst (III, 1):

„Oft weist ein Weib zurück, was sie beglückt.
Ein zweites schickt; ermüdet nicht im Lauf;
Verschmäh'n zuerst weckt später Sehnsucht auf.
Wenn sie Euch zürnt, ist's nicht, um Haß zu zeigen,
Sie will, Ihr sollt ihr größre Liebe zeigen.
Schilt sie Euch weg, so heißt das nicht: geh fort!
Die Närrchen toben, nimmt man sie beim Wort.
Abweisen laßt Euch nie, was sie auch spricht,
Denn sagt sie „geht“, so meint sie „gehet nicht“;
Lobt, schmeichelt, preist, vergöttert ihre Gaben,
Auch schwarz, laßt sie ein Engelsantlitz haben.
Der Mann, der eine Zung' hat, ist kein Mann,
Wenn nicht sein Wort jed' Wort gewinnen kann.“

Im „Kaufmann von Venedig“ sagt Jessica (II, 5):

„Doch Lieb' ist blind. Verliebte sehen nicht
Die art'gen Narretei'n, die sie begeh'n.“

Der alte Ritter Falstaff erkennt sich als einen Hanswurst, da
er in seinem dummen Liebesunterfangen geprellt wird („Die
lustigen Weiber von Windsor“ V, 4):

„Da seht, welch ein Hanswurst aus dem Verstande werden
kann, wenn er auf verbotnen Wegen schleicht.“

Im allgemeinen ist die Liebe still und schweigsam:

„Wann Lieb' und Einfalt sich zu reden nicht erdreisten,
Dann, dünkt mich, sagen sie im Wenigsten am meisten.“
(„Sommernachtstraum“ V).

„Ja, treue Lieb' ist so, sie kann nicht sprechen.
Mit Taten schmückt sich Treu' und nicht mit Worten.“
(„Die beiden Veroneser“ II, 3).

„Gute Redner räuspern sich, wenn sie aus dem Text kommen, und wenn Liebhabern (was Gott verhütet!) der Stoff ausgeht, so ist der schicklichste Behelf, zu küssen.“

(„Wie es euch gefällt“ IV, 1)

„Wenn Lieb' erkrankt und schwindet,
Nimmt sie gezwungne Höflichkeiten an.
Einfält'ge schlichte Treu, weiß nichts von Künsten;
Doch Gleißner sind wie Pferde, heiß im Anlauf:
Sie prangen schön mit einem Schein von Kraft,
Doch sollen sie den blut'gen Sporn erdulden,
So sinkt ihr Stolz, und falschen Mähren gleich
Erliegen sie der Prüfung. —“ („Julius Cäsar“ IV, 2)

„Liebe ist unersättlich, sie kennt kein Maß:
Liebe gleicht dem Kinde,
Das alles will, was es erlangen kann.“
(„Die beiden Veroneser“ III, 1)

„Liebe ist nicht Liebe, in die sich Rücksicht mischt.“
(„König Lear“ I, 1)

„Gefühl, an Inhalt reicher als an Worten,
Ist stolz auf seinen Wert, und nicht auf Schmuck,
Nur Bettler wissen ihres Guts Betrag.
Doch meine treue Liebe stieg so hoch,
Daß keine Schätzung ihre Schätz' erreicht.“
(„Romeo und Julia“ II, 6)

Der alterfahrene Pater Lorenzo warnt vor allzu stürmischer Liebe:

„So wilde Freude nimmt ein wildes Ende
Und stirbt in ihrem Rausch, wie Feu'r und Pulver
Im Schnee sich verzehrt. Die Süßigkeit
Des Honigs widert durch ihr Übermaß,
Und der Geschmack verliert sich im Genuß.
Drum liebe mäßig; solche Lieb' ist stet:
Zu hastig und zu träge kommt gleich spät.“
(„Romeo und Julia“ II, 6)

Die echte Liebe ist arglos wie ein Kind, denn sie ist wahr und ohne Rückhalt:

„Was Liebe spricht, nimmt Liebe arglos hin.“
(„Sommernachtstraum“ II, 2)

Berechnung macht die Liebe schal; Cressida verrät ihren Charakter durch die Worte („Troilus und Cressida“ I, 2):

„Frau sind Engel, stets geworben;
Ahnung ist Lust, doch im Genuß erstorben.
Nichts weiß ein liebend Mädchen, bis sie weiß,
Allein das Unerreichte steht im Preis;
Daß nie, erhört, das Glück so groß im Minnen,
Als wenn Begier noch fleht, um zu gewinnen;
Drum lernt den Spruch, der fest im Lieben steht:
Gewähr' und er befiehlt; versag', er fleht,
Und mag mein Herz auch treue Lieb' empfinden,
Nie soll ein Blick, ein Wort sie je verkünden.“

Ebenso Julia in „Die beiden Veroneser“ (I, 2):

„Nein sagt ein Mädchen, weil's die Sitte will,
Und wünscht, daß es der Frager deut' als Ja.
Pfui! wie verkehrt ist diese tör'ge Liebe,
Ein wildes Kindchen, kratzt sie erst die Amme
Und küßt in Demut gleich darauf die Rute.“

Und Buckingham in „König Richard III.“ (III, 7):

„Tut mädchenhaft, sagt immer nein und nehmt.“

Ein übler Mann wie Jago spricht von den Frauen („Othello“ II, 1):

„Ihr seid Gemälde außerm Haus,
Schellen im Zimmer, Drachen in der Küche,
Verletzend Heil'ge; Teufel, kränkt man Euch,
Spielt mit dem Haushalt, haltet Haus im Bett.
Nein, das ist wahr! nicht irr' ich um ein Haar breit,
Ihr steht zum Spiel auf, geht ins Bett zur Arbeit.“

Ähnlich „König Lear“ (IV, 6):

„Sieh dort die ziere Dame,
Ihr Antlitz weissagt Schnee in ihrem Schoß;

Sie spreizt sich tugendlich und dreht sich weg,
Hört sie die Lust nur nennen,
Und doch sind Iltis nicht und hitz'ge Stute
So ungestüm in ihrer Brunst.
Vom Gürtel nieder sind's Kentaurer,
Wenn auch von oben Weib. Nur bis zum Gürtel
Sind sie den Göttern eigen. Jenseit alles
Gehört den Teufeln, dort ist Hölle, Nacht,
Dort ist der Schwefelfeuer, Brennen, Sieden, Pestgeruch,
Verwesung, pfui, pfui, pfui!" —

Die Aussprüche über die Frau in Shakespeares Werken sind so
zahlreich und mannigfaltig je nach dem Charakter der Per-
sonen, die sich erklären, daß ich mich hier auf die Angabe noch
einiger Beispiele beschränke:

Herzog von York in „König Heinrich VI.“ (III. Teil I, 4):

„Der Bettler,
Der Ritter worden, jagt sein Pferd zu Tod.
Die Schönheit ist's, was stolz die Weiber macht;
Die Tugend ist's, warum man sie bewundert:
Die Sittsamkeit läßt göttlich sie erscheinen.“

Derselbe ebenda (I, 4):

„Weiber sind sanft, mild, mitleidvoll und biegsam.“
(„Maß für Maß“ II, 4):

Angelo: „Nun, auch das Weib ist schwach!“

Isabella: „Ja, wie der Spiegel, drin sie sich beschaut,
So leicht zerbricht, als er Gestalten prägt.
Das Weib! Hilf Gott! Der Mann entweicht ihr Edles,
Wenn er's mißbraucht. Nennt mich denn zehnmal schwach.
Denn wir sind sanft, wie unsre Bildung ist.
Nachgiebig falschem Eindruck.“

Lafeu in „Ende gut, alles gut“ (I, 1):

„Eure Lobsprüche, gnädige Frau, entlocken ihr Tränen!“

Darauf die Gräfin:

„Das beste Salz, womit ein Mädchen sein Lob würzen kann.“

Die Königin im Schauspiel („Hamlet“ III, 2):

„Denn Weiberfurcht hält Schritt mit ihrem Lieben:
In beiden gar nichts oder übertrieben.“

Frau Page in „Die lustigen Weiber von Windsor“ (IV, 2):

„Durch unser Beispiel leucht' es allen ein,
Ein Weib kann lustig und doch ehrlich sein.
Spaß ist nicht Ernst; wohl sprach ein weiser Mund:
Das stillste Wasser hat den tiefsten Grund.“

Die Schwäche der Frauen, ihre Sünde und Schuld wird ganz
verschiedenartig beurteilt; Hamlet sagt (I, 2):

„Schwachheit, dein Nam' ist Weib!“

Rosalinde meint in „Wie es euch gefällt“ (I, 3):

„Schönheit lockt Diebe schneller noch als Gold.“

Imogen in „Cymbeline“ (III, 4):

„Der Männer Schwüre sind der Frau Verräter.“

Viola in „Was ihr wollt“ (II, 2):

„Wie leicht wird's hübschen Gleißnern nicht, ihr Bild
Der Weiber weichen Herzen einzuprägen!
Nicht wir sind schuld, ach! unsre Schwäch' allein:
Wie wir gemacht sind, müssen wir ja sein.“

So kann Emilia feststellen („Othello“ IV, 3):

„Es ist der Männer Schuld,
Daß Weiber fallen.“

und ebenda (V, 1):

„Drum, wenn der Mann sich treulos von uns kehrte,
War's seine Bosheit, die uns Böses lehrte.“

Damit stimmt überein, wenn ein Römer in „Coriolanus“ sagt
(IV, 1):

„Man pflegt zu sagen, die beste Zeit, eine Frau zu verführen,
sei, wenn sie sich mit ihrem Mann überworfen hat.“

Der Frauen Eitelkeit und ihr Bedürfnis, sich zu schmücken, ist
oft die schwächste Stelle; so sagt Valentin in „Die beiden Veron-
neser“ (III, 1):

„Juwelen sprechen oft mit stummer Kunst,
Gewinnen mehr als Wort des Weibes Gunst.“

Ebenso Cloten in „Cymbeline“ (II, 3):

„Stets hat sie ihre Frau'n um sich. Wie wär's,
Salbt' ich die Hand der einen? Gold ist's ja,
Das Zutritt kauft, sehr oft; ja es besticht
Dianens Förster, daß sie selbst das Wild
Dem Dieb entgegentreiben; Gold ist's ja,
Was Brave mordet und den Räuber schützt;
Ja, manchmal Dieb und Redlich bringt zum Galgen.
Was kann's nicht schaffen und vernichten? mir
Soll's eine ihrer Frau'n zum Anwalt machen.“

Eine Hofdame in „Heinrich VIII.“ (II, 3):

„Ihr, die Ihr alle Reize habt des Weibes,
Habt auch ein Weiberherz, das immer noch
Nach Hoheit geizte, Reichtum, Herrschermacht,
Und die, gesteht's, sind Seligkeit.“

Der Narr in „König Lear“ (III, 2):

„Denn noch nie gab's ein hübsches Kind, das nicht
Gesichter vorm Spiegel schnitt.“

Hamlet sagt (III, 1):

„Ich weiß auch mit Euren Malereien Bescheid, recht gut.
Gott hat Euch ein Gesicht gegeben, und Ihr macht Euch
ein andres; Ihr tänzelt, Ihr trippelt und Ihr lispelt, und
gebt Gottes Kreaturen verhunzte Namen, und stellt Euch
aus Leichtfertigkeit unwissend.“

Die Prinzessin in „Der Liebe Lust und Leid“ (III, 1):

„O laß die Schminke ruhn;
Wo Schönheit fehlt, ist Schmeicheln eitles Tun.“

Thaisa in „Perikles“ (II, 3):

„... denn Männer haben
Nicht Achtung vor der Weiber dreisten Gaben.“

Liebe ist Schicksal, Himmelsfügung, das einzige, wahre Glück.

Nerissa im „Kaufmann von Venedig“ (II, 8):

„Die alte Sag' ist keine Ketzerei,
Daß Frei'n und Hängen eine Schickung sei.“

Phöbe in „Wie es euch gefällt“ (III, 5):

„Wer liebte je, und nicht beim ersten Blick?“

Camillo im „Wintermärchen“ (IV, 3):

„Glück ist allein das wahre Band der Liebe,
Mit ihrem frischen Rot verwandelt auch
Ihr Herz die Trübsal.“

In „Romeo und Julia“ (II, 1):

„Doch Liebe leiht die Macht, trotz Schicksalstücken,
Zu mildern höchstes Leid durch höchst Entzücken.“

Olivia in „Was ihr wollt“ (III, 1):

„Süß sei es, Lieb' erlehn, doch süßer, Liebe finden.“

Es rät Frau Fluth in „Die lustigen Weiber von Windsor“ (V, 4):

„Dem Himmel muß man Liebesnot vertrauen,
Gold schafft uns Land, das Schicksal unsre Frauen.“

Der Herzog rät zur Wahl eines älteren Gatten („Was ihr wollt“
II, 4):

„Zu alt, beim Himmel! Wähle doch das Weib
Sich einen Altern stets! so fügt sie sich ihm an,
So herrscht sie dauernd in des Gatten Brust.
Denn, Knabe, wie wir uns auch preisen mögen,
Sind unsre Neigungen doch wankelmüt'ger,
Unsicher, leichter her und hin
Als die der Frau'n.“

Porzia im „Kaufmann von Venedig“ sagt von sich selbst (III, 2):

„Doch meine volle Summe
Macht etwas nur: das ist, in Bausch und Bogen,
Ein unerzognes, ungelehrtes Mädchen,
Darin beglückt, daß sie noch nicht zu alt
zum Lernen ist; noch glücklicher, daß sie
Zum Lernen nicht zu blöde ward geboren;

Am glücklichsten, da sie ihr weich Gemüt
Dem Euern überläßt, daß Ihr sie lenkt
Als ihr Gemahl, ihr Führer und ihr König.
Ich selbst und was nur mein, ist Euch und Eurem
Nun zugewandt; noch eben war ich Eigner
Des schönen Guts hier, Herrin meiner Leute,
Monarchin meiner selbst; und eben jetzt
Sind Haus und Leut' und eben dies Ich selbst
Eu'r Eigen, Herr: nehmt es mit diesem Ring!“

Über die Ehe sagt Suffolk („König Heinrich VI.“ I. Teil, V, 5):

„Was ist gezwungne Eh' als eine Hölle,
Ein Leben voll von Zwist und stetem Hader?
Indeß' das Gegenteil nur Segen bringt
Und Vorbild von des Himmels Frieden ist.“

In der Komödie nur kann die Prinzessin äußern („Der Liebe
Lust und Leid“ III, 1):

„Ehr' und Preis gebührt
Jedweder Frau, die ihren Herrn regiert.“

Ähnlich Katharina in „Der Widerspenstigen Zähmung“ (III, 2):

„Ich seh', ein Weib wird bald zum Narrn gemacht,
Wenn sie nicht Mut hat, sich zu widersetzen.“

Ganz anders, schalkhaft übertrieben, ja burlesk ist die Auf-
fassung ehelicher Pflichten, die die gezähmte widerspenstige
Katharina am Ende der Komödie vorträgt (V, 2):

„Pfui, entrunzle diese droh'nde Stirn
Und schieß nicht zorn'ge Pfeil' aus diesen Augen,
Verwundend deinen König, Herrn, Regierer.
Das tötet Schönheit wie der Frost die Flur,
Zerstört den Ruf wie Wirbelwind die Blüten,
Und niemals ist es recht noch liebenswert.
Ein zornig Weib ist gleich getrübler Quelle
Unrein und sumpfig, widrig, ohne Schönheit;
Und ist sie so, wird keiner noch so durstig,
Sie würd'gen einen Tropfen draus zu schlürfen.
Dein Ehemann ist dein Herr, ist dein Erhalter,

Dein Licht, dein Haupt, dein Fürst, er sorgt für dich
Und deinen Unterhalt, gibt seinen Leib
Mühsel'ger Arbeit preis zu Land und Meer,
Wacht Nächte durch in Sturm, und Tag' in Kälte,
Wenn du im Hause warm und sicher ruhest.
Und fordert zum Ersatz nicht andern Lohn
Als Liebe, freundlich Blicken und Gehorsam,
Zu kleine Zahlung für so große Schuld.
Die Pflicht, die der Vasall dem Fürsten zollt,
Die ist die Frau auch schuldig ihrem Gatten.
Und ist sie trotzend, launisch, trüb und bitter,
Und nicht gehorsam billigem Gebot,
Was ist sie als ein tückischer Rebell,
Sünd'ger Verräter an dem lieben Herrn?
Wie schäm' ich mich, daß Frau'n so albern sind!
Sie künden Krieg und sollten knien um Frieden!
O daß sie herrschen, lenken, trotzen wollen,
Wo sie nur schweigen, lieben, dienen sollen!
Weshalb ist unser Leib zart, sanft und weich,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt,
Als daß ein weiches Herz, ein sanft Gemüte
Als zarter Gast die zarte Wohnung hüte?
O kommt, ihr eigensinn'gen, schwachen Würmer!
Mein Sinn war hart wie einer nur der euern,
Mein Herz so groß, mein Grund vielleicht noch besser,
Um Wort mit Wort, um Zorn mit Zorn zu schlagen.
Jetzt seh' ich's, unsre Lanzen sind nur Stroh,
Gleich schwach wir selbst, schwach wie ein hilflos Kind,
Scheinen wir nur, was wir am mind'sten sind.
Drum dämpft den Trotz, beugt euch dem Mann entgegen,
Ihm unter seinen Fuß die Hand zu legen.“

Das Dulden ist der Frauen Los auf Erden, hat Luciana in der
Ehe erkannt („Komödie der Irrungen“ II, 1):

„Ein Mann ist über seine Freiheit Herr,
Die Zeit der Männer Herrin; wie sie's fügt,
Gehn sie und kommen; drum sei ruhig, Schwester.“

Adriana: „Ward Männern größte Freiheit zugeteilt?

Luciana: „Ja, weil ihr Streben nicht im Hause weilt.“

Adriana: „Wollt' ich ihm so begegnen, träg' er's kaum!“

Luciana: „Du weißt, der Mann ist deines Willens Zaum.“

Adriana: „Nur Esel zäumt man so bequem und leicht.“

Luciana: „Nun, trotz'ge Freiheit wird durch Zucht gebeugt.

Kein Wesen gibt's, das nicht gebunden wär',
Sei's auf der Erde, sei's in Luft und Meer;
Tier, Fisch und Vogel folgt als einem König
Dem Manne stets und ist ihm untertänig;
Den Menschen, göttlicher – den Weltgebieter,
Der weiten Erd' und wilden Fluten Hüter,
Dem sein Verstand und seines Wissens Kraft
Den Vorrang über Fisch und Vogel schafft, –
Verehrt das Weib als machtbegabten Herrn:
Drum dien' auch du, und folg' ihm treu und gern.“

Adriana: „Um nicht zu dienen, bleibst du unvermählt?“

Luciana: „Nein! weil der Ehstand so viel Sorgen zählt.“

Adriana: „Doch wärest du Frau, trügst du die Knechtschaft still?“

Luciana: „Gehorchen lern' ich, eh ich lieben will. –“

Adriana: „Wie, wenn dein Mana fortbliebe, hielt'st du's aus?“

Luciana: „Ich harrete ruhig, bis er käm' nach Haus!“

Adriana: „Geduld, nie aufgereizt, wird leicht geübt;

Sanftmütig bleibt der wohl, den nichts betrübt.
Den Armen, den das Unglück ganz verstört,
Spricht man zur Ruh, wenn man ihn weinen hört; –
Doch trügst du gleiche Schmerzen, gleiche Plagen,
Du würdest selbst noch bitterer dich beklagen.
Dich hat kein rauher Gatte je beleidigt,
Sonst hätt'st du wohl Geduld nicht zahm verteidigt;
Wird erst ein Mann so viel an dir verschulden,
Dann jagst du aus dem Dienst blödsinnig Dulden.“

An eine zweite, echte Gattenliebe glaubt die Königin im Schauspiel nicht („Hamlet“ III, 2):

„Das, was die Bande zweiter Ehe flicht,
Ist schnöde Sucht nach Vorteil, Liebe nicht.
Es tötet noch einmal den toten Gatten,
Dem zweiten die Umarmung zu gestatten.“

Ein „leichtes Weib macht schweren Ehemann“ („Kaufmann von Venedig“ V, 1); doch ist nicht jeder bereit, den Ehebruch zu verdammen:

„Tod um Ehbruch? Nein!
Der Zeisig tut's, die kleine goldne Fliege,
Vor meinen Augen buhlt sie.
Laßt der Vermehrung Lauf!“ („König Lear“ IV, 6)

Othello (IV, 1) bewertet den Ehebruch ganz anders:

„Gehörnter Mann ist nur ein Vieh, ein Untier.“

Es ist gewiß:

„Wenn süße Liebe läßt von Art,
Wird sie zum tödlichsten und herbsten Haß.“
(„König Richard III.“ III, 2)

Die Eifersucht in jeder Form steht als ein Wächter oder Ankläger neben der Liebe und der geliebten Frau; sie macht genau so blind wie Liebe selbst und wirkt als Narrheit auf den Zuschauer:

„Aller Menschen Gesichter sind ohne Falsch, wie
Auch ihre Hände beschaffen sind.
Aber noch kein hübsches Weib hatte je ein Gesicht ohne
Falsch.“

Das ist kein Tadel, sie stehlen Herzen.“
(„Antonius und Cleopatra“ II, 6)

Zwar nicht in Eifersucht, sondern von der eignen Tochter sagt der alte König Lear (II, 4):

„Solch ruchlos Wesen sieht doch hübsch noch aus,
Sind andre noch ruchloser. Nicht die Schlimmste
Zu sein, ist dann wie Lob.“

König Leontes sieht förmlich Gespenster, als er seine Frau mit Eifersucht verfolgt, im Wahn, sie hätte ihn mit Polyxenes betrogen („Wintermärchen“ I, 1):

„Wie sie nach ihm den Mund, den Schnabel reckt!
Und sich mit eines Weibes Frechheit rüstet,
Des Mannes Schwachsinn trauend! Ha, schon fort!
Zolldick, knietief, über Kopf und Ohr gehört. —
Geh, spiel', Kind, deine Mutter spielt, auch ich.
Doch meine Roll' ist schmachvoll, und der Schluß
Wird in mein Grab mich zischen; Hohngeschrei
Mir Sterbeglocke sein. — Geh', Kind und spiel', —
Auch sonst gab's, irr' ich nicht, betrogne Männer;
Und manchen gibt's noch jetzt im Augenblick,
Der, grad' indem ich sprech', umarmt sein Weib
Und träumt nicht, daß sie ihm ward abgeleitet,
Sein Teich vom nächsten Nachbar ausgefischt. —
Ja, vom Herrn Nachbar Lächler — das ist Trost.
Auch andre haben Tor' und offne Tore,
Wie ich, sehr wider Willen. Soll verzweifeln,
Wem sich sein Weib empört, so hängte sich
Der Menschheit Zehntel. Dafür hilft kein Arzt.
Es ist ein kupplerisch Gestirn, das trifft,
Wo es regiert, und mächtig muß es sein
In Ost, West, Nord und Süd. Drum steht es fest,
Für eine Frau ist keine Grenzensperre;
O glaubt's! Sie läßt den Feind herein, hinaus
Mit Sack und Pack. Viel Tausend unter uns,
Die diese Krankheit haben, fühlen's nicht. —
Ist Flüstern nichts?
Und Wang' an Wange lehnen? Nas' an Nase?
Mit innern Lippen küssen? durch 'nen Seufzer
Den Lauf des Lachens hemmen (sichres Zeichen
Gebrochener Ehre), setzen Fuß auf Fuß?
In Winkel kriechen? Uhren schneller wünschen?
Die Stunde zur Minut' und Tag zur Nacht?
Und aller Augen blind, stockblind, nur ihre

Nicht, ihre nicht,
Um ungesehn zu freveln? ist das nichts?
Dann ist die Welt und was darin ist, nichts.
Des Himmels Wölbung nichts und Böhmen nichts,
Mein Weib ist nichts, und nichts in all dem Nichts,
Wenn dies nichts ist.“

Der Frauen Eifersucht sieht ähnlich aus („Komödie der Irrungen“ II, 1):

Luciana: „Pfui, wie entstellen dich die zorn'gen Falten!“

Adriana: „Er wird gewiß sein Liebchen unterhalten,
Indes ich hier mit seinem Lächeln geize.
Nahm schon das Alter aller Anmut Reize
Von meiner Wange? Sein dann ist die Schuld! —
Ist stumpf mein Witz? mein Wesen ohne Huld?
Verlernt' ich die gewandte, flücht'ge Rede,
Durch seine Kält' und Rauheit ward sie spröde.
Wenn ihm der Andern munterer Putz gefällt,
Ist's mein Vergehn, was er mir vorenthält? —
Was für Ruinen magst du an mir finden,
Die nicht sein Werk? Wenn meine Reize schwinden,
Er will es so; von ihm ein Sonnenblick
Brächt' alle vor'ge Anmut mir zurück.
Doch er, der wilde Hirsch, rennt aus den Pfählen
(Mein ist er satt), sich auswärts Kost zu stehlen.“

Luciana: „Selbstqual der Eifersucht! hör' auf zu klagen!“

Adriana: „Ein fühllos Herz mag solche Schmach ertragen!
Ich weiß, sein Sehnen treibt ihn stets von hier;
Wo weilt er sonst? Was bleibt er nicht bei mir?
Du weißt es, er versprach mir eine Kette, —
Ach, wär's nur das, was er vergessen hätte,
So wär' ihm doch mein Bett nicht schon verhaßt! —
Ich seh', ein Kleinod, noch so reich gefaßt,
Erblindet; zwar, das Gold mag man probieren,
Stets bleibt es echt; nur allzu oft berühren
Raubt ihm den Glanz; doch wird den edlen Namen

Kein Weib durch falschen Trug mit Schand' umrahmen;
Und kann ich nicht durch Schönheit um ihn werben,
Will ich, den Rest verweinend, trostlos sterben.“

Luciana: „O Torheit, so durch Eifersucht verderben!“

Jago weiß Bescheid in seiner üblen Rachsucht („Othello“ III, 4):

„Das ist den Eifersücht'gen einerlei,
Sie sind nicht stets aus Anlaß eifersüchtig,
Sie eifern, weil sie eifern, 's ist ein Scheusal,
Erzeugt von selbst, geboren aus sich selbst.“

Derselbe ebenda (III, 3):

„Dinge, leicht wie Luft,
Sind für die Eifersucht Beweis so stark
Wie Bibelsprüche.“
„Gefährliche Gedanken sind gleich Giften,
Die man zuerst kaum wahrnimmt am Geschmack,
Allein nach kurzer Wirkung auf das Blut
Gleich Schwefelminen glühen.“

Um so niederträchtiger wirkt Jagos Warnung an Othello vor den Folgen blinder Eifersucht (III, 3):

„O, bewahrt Euch, Herr, vor Eifersucht,
Dem grüngaugten Scheusal, das selbst schafft
Die Speise, die es nährt. — Heil dem Betrognen,
Der, seiner Schmach bewußt, die Falsche haßt!
Doch Krösus' Reichtum ist so arm als Winter
Der liebt, doch zweifelt, argwöhnt und vergöttert!“

Othello: „O Jammer!“

Jago: „Arm und vergnügt ist reich und überreich;
Doch Krösus' Reichtum ist so arm als Winter
Für den, der immer fürchtet, er verarme. —
O Himmel! schütz' all meiner Freunde Herz
Vor Eifersucht!“

Othello: „Wie? Was ist das? Denkst du
Mein Leben soll aus Eifersucht bestehn?
Und wechseln, wie der Mond, in ew'gem Schwanken,

Mit neuer Furcht? Nein, einmal zweifeln macht
Mit eins entschlossen. Vertausch' mich mit 'ner Geiß,
Wenn ich das Wirken meiner Seele richte
Als solch verblas'nes, nichtiges Phantom.
Wahnspielend, so wie du. Nicht weckt mir's Eifersucht,
Sagt man, mein Weib ist schön, gedeiht, spricht scherzend,
Sie liebt Gesellschaft, singt, spielt, tanzt mit Reiz
(Wo Tugend ist, macht das noch tugendhafter),
Noch schöpf' ich je aus meinen eignen Mängeln
Die kleinste Furcht, noch Zweifel ihres Abfalls,
Sie war nicht blind und wählte mich. Nein, Jago,
Eh' ich zweifle, will ich sehn; zweif'l ich, Beweis;
Und hab' ich den, so bleibt nichts andres übrig,
Als fort auf eins mit Lieb' und Eifersucht.“

Jago: „Das freut mich, denn nun darf ich ohne Scheu
Euch offenbaren meine Lieb' und Pflicht
Mit freiem Herzen. Drum als Freundeswort
Hört so viel nur — noch schwieg' ich von Beweisen.
Beachtet Eure Frau; prüft sie mit Cassio.
Das Auge klar, nicht blind, nicht eifersüchtig.
Wie traurig, würd' Eu'r freies, edles Herz
Gekränkt durch innre Güte. Drum gebt acht!
Venedigs Art und Sitte kenn' ich wohl;
Dort lassen sie den Himmel Dinge sehn,
Die sie dem Mann verbergen. Gut Gewissen
Heißt dort nicht: unterlaß! nein: halt geheim!“

Für Desdemona gilt ebenso wie für die unglückliche Königin
Hermione im „Wintermärchen“ (I, 1):

„Die Eifersucht verfolgt ein kostbar Wesen,
Und wird so groß, wie jenes einzig ist.“

STAATSLEBEN

Der Staat, seine Erscheinungsform, seine Wirksamkeit und seine Bedeutung für das menschliche Leben nehmen im dramatischen Schaffen Shakespeares einen breiten Raum ein; das ergibt sich schon aus der Tatsache, daß die Mehrzahl der Dramen einen politischen oder historischen Charakter haben. An die Spitze der bemerkenswerten Bilder Shakespeares über den Staat stelle ich die Fassung, die der Dichter dem auch anderwärts gebrauchten Vergleich des Staates mit dem Bienenvolk in „König Heinrich V.“ (I, 2) gegeben hat:

„Drum teilt der Himmel
Des Menschen Stand in mancherlei Beruf,
Und setzt Bestrebung in beständ'gen Gang,
Dem als zum Ziel Gehorsam ist gestellt,
So tun die Honigbienen, Kreaturen,
Die durch die Regel der Natur uns lehren
Zur Ordnung fügen ein bevölkert Reich.
Sie haben einen König, und Beamte
Von unterschiednem Rang, wovon die einen,
Wie Obrigkeiten, Zucht zu Hause halten,
Wie Kaufleut' andre auswärts Handel treiben,
Noch andre wie Soldaten, mit den Stacheln
Bewehrt, die samtnen Sommerknospen plündern,
Und dann den Raub mit lust'gem Marsch nach Haus
Zum Hauptgezelte ihres Kaisers bringen;
Der, emsig in der Majestät, beachtet,
Wie Maurer singend goldne Dächer baun;
Die stillen Bürger ihren Honig kneten;

Wie sich die armen Tagelöhner drängen
Mit schweren Bürden an dem engen Tor;
Wie mürrisch summend, der gestrenge Richter
Die gähnende und faule Drohne liefert
In bleicher Henker Hand. Ich folgre dies:
Daß viele Dinge, die zusammenstimmen
Zur Harmonie, verschieden wirken können,
Wie viele Pfeile da – und dorthin fliegen
Zu einem Ziel;
Wie viel verschiedne Weg' in eine Stadt,
Wie viele frische Ström' in einen See,
Wie viele Linien in den Mittelpunkt
An einer Sonnenuhr zusammenlaufen:
So, erst im Gang kann tausendfaches Wirken
Zu einem Zweck gedeihn, wohl durchgeführt
Und ohne Mangel.“

Bekannter ist das Gleichnis vom Bauche und den Leibesgliedern im „Coriolanus“ (I, 1), mit dem Menenius, der Patrizier, den auf-rührerischen Plebejern klarzumachen versucht, daß sie den Leibes-gliedern ähnlich, nicht über den Senat rebellisch Beschwerde füh-ren dürften, weil die Glieder nur leben könnten von dem, was zu-vor der Bauch für den gesamten Organismus an Speise aufgenom-men:

Menenius: „Einstmals geschah's, daß alle Leibesglieder,
Dem Bauch rebellisch, also ihn verklagten,
Daß er allein nur wie ein Schlund verharre
In Leibes Mitte, arbeitslos und müßig,
Die Speisen stets verschlingend, niemals tätig,
So wie die andern all. Wo jene Kräfte
Säh'n, hörten, sprächen, dächten, gingen, fühlten
Und, wechselseitig unterstützt, dem Willen
Und allgemeinen Wohl und Nutzen dienten
Des ganzen Leibs. Der Bauch erwiderte –“

Erster Bürger: „Gut, Herr, was hat der Bauch denn nun erwidert?“

Menenius: „Ich sag' es gleich. — Mit einer Art von Lächeln,
Das nicht von Herzen ging, nur gleichsam so
(denn seht, ich kann den Bauch ja lächeln lassen
So gut als sprechen) gab er höhnisch Antwort
Den mißvergünstigten Gliedern, die rebellisch
Die Einkünfte ihm nicht gönnten. Ganz so passend
Wie ihr auf unsre Senatoren scheltet,
Weil sie nicht sind wie ihr.“

Erster Bürger: „Des Bauches Antwort. Wie!
Das fürstlich hohe Haupt — das wache Auge;
Das Herz — der kluge Rat; der Arm — der Krieger;
Das Bein — das Roß; die Zunge — der Trompeter;
Nebst anderen Ämtern noch und kleiner Hilfen
In diesem unserm Bau, wenn sie —“

Menenius: „Was denn,
Mein Treu'! Der Mensch da schwatzt! Was denn, was denn?“

Erster Bürger: „So würden eingezwängt vom Schlemmer Bauch,
Der nur des Leibes Abfluß —“

Menenius: „Gut, was dann?“

Erster Bürger: „Die andern Kräfte, wenn sie nun so klagten,
Der Bauch, was könnt' er sagen?“

Menenius: „Ihr sollt's hören.
Schenkt ihr ein bißchen, weiß' ihr wenig habt,
Geduld, so sag' ich auch des Bauches Antwort.“

Erster Bürger: „Ihr macht es lang.“

Menenius: „Jetzt paßt wohl auf, mein Freund!
Eu'r höchst verständ'ger Bauch, er war bedächtig,
Nicht rasch, gleich den Beschuld'gern, und sprach so:
Wahr ist's, ihr einverleibten Freunde, sagt' er,
Zuerst nehm' ich die ganze Nahrung auf,
Von der ihr alle lebt; und das ist recht,
Weil ich das Vorratshaus, die Werkstatt bin
Des ganzen Körpers. Doch bedenkt es wohl;
Durch eures Blutes Ströme send' ich sie
Bis an den Hof, das Herz — den Thron, das Hirn,

Und durch des Körpers Gäng' und Windungen
Empfängt der stärkste Nerv, die feinste Ader
Von mir den angemessenen Unterhalt,
Wovon sie leben. Und obwohl ihr alle
Ihr guten Freund' (habt acht), dies sagt der Bauch“ —

Erster Bürger: „Gut. Weiter.“

Menenius: „Seht ihr auch nicht all auf eins,
Was jeder einzelne von mir empfängt,
Doch kann ich Rechnung legen, daß ich allen
Das feinste Mehl von allem wieder gebe,
Und nur die Klei' mir bleibt. Wie meint ihr nun?“

Erster Bürger: „Das war 'ne Antwort. Doch wie paßt das hier?“

Menenius: „Roms Senatoren sind der gute Bauch,
Ihr die empörten Glieder; denn erwägt,
Ihr Mühn, ihr Sorgen. Wohl bedenkt, was alles
Des Staates Vorteil heischt, so seht ihr ein:
Kein allgemeines Gut, was ihr empfängt,
Das nicht entsprang und kam zu euch von ihnen —
Durchaus nicht von euch selbst. Was denkt ihr nun?“

Damit waren die aufrührerischen Bürger geschlagen, wenn auch
gewißlich nicht bekehrt:

„Politisch Ding — ein häßlich Ding“,
sagt ein bekanntes deutsches Sprichwort; wir finden die gleiche
Meinung bei Shakespeare; es sagt der Diener im „Timon von
Athen“:

„Der Teufel wußte nicht, was er tat, als er den Menschen
politisch machte; er stand sich selbst im Lichte und ich kann
nicht anders glauben, als daß durch so nichtswürdige Klug-
heit der Sünder sich noch zum Heiligen disputiert. Wie
tugendhaft strebte der Lord, um niederträchtig zu erschei-
nen. Frommen Vorwand nimmt er, um gottlos zu sein,
denen gleich, die mit inbrünstigem Religionseifer ganze
Königreiche in Brand stecken möchten.“

Ebenso Hamlet auf dem Kirchhofe bei Betrachtung der Toten-
schädel (V, 1):

„Dies mochte der Kopf eines Politikers sein ... eines, der Gott den Herrn hintergehen wollte.“

Politiker in diesem Sinne ist bei Shakespeare nicht der König, sein Amt ist heilig, eine Bürde; als Herzog Vincentio die Schwäche und Unzuverlässigkeit des von ihm eingesetzten Statthalters Angelo erkannte, spricht er vom Amt des Herzogs („Maß für Maß“ III, 2):

„Wem Gott vertraut des Himmels Schwert,
Muß heilig sein und ernst bewährt,
Selbst ein Muster, uns zu leiten,
So festzustehn, wie fortzuschreiten;
Gleiches Maß den fremden Fehlen,
Wie dem eignen Frevel wählen.
Schande dem, der tödlich schlägt
Unrecht, das er selber hegt!
Schmach, Angelo, Schmach deinem Richten,
Der fremde Spreu nur weiß zu sichten!
Wie oft birgt innre, schwere Schuld,
Der außen Engel scheint an Huld;
Wie oft hat Schein, in Sünd' erzogen,
Der Zeiten Auge schon betrogen,
Daß er mit dünnen Spinnewebe
Das Schwerste, Größte mag erheben!“

Heinrich V. weiß die Schwere seines königlichen Amtes mit bildreichen Worten auszudrücken („König Heinrich V.“ IV, 1):

„Legen wir dem König
Leib, Seele, Schulden, bange Weiber, Kinder
Und Sünden auf, — wir müssen alles tragen,
O harter Stand! der Größe Zwillingsbruder,
Dem Odem jedes Narren untertan,
Des Sinn nichts weiter fühlt als eigne Pein!
Wieviel Behagen muß ein König missen,
Deß' sich der Einzle freut?
Was hat ein König, das dem Einzlen fehlt
Als allgemeine Zeremonie nur?“

Was bist du für ein Gott, der mehr erleidet
Von ird'scher Not, als deine Diener tun?
Was ist dein Jahrsertrag?
Was deine Renten?
O Ceremonie, zeig' mir deinen Wert!
Was ist die Seele deiner Anbetung?
Bist du was sonst als Stufe, Rang und Form,
Die Scheu und Furcht in andern Menschen schafft?
Wo du, gefürchtet, minder glücklich bist,
Als sie im Fürchten.
Was trinkst du oft statt süßer Huldigung
Als gift'ge Schmeichelei? O Größe, siehe,
Und heiß dich deine Ceremonie heilen!
Denkst du, das glühnde Fieber werde gehn
Vor Titeln, zugeweht von Schmeichelei?
Wird es vielleicht dem tiefen Bücken weichen?
Steht mit des Bettlers Knie auch seine Stärke
Dir zu Gebote? Nein, du stolzer Traum,
Der listig spielt mit eines Königs Ruh'!
Ich, der ich's bin, durchschau' dich, und ich weiß,
Es ist der Balsam nicht, der Ball und Zepher,
Das Schwert, der Stab, die hohe Herrscherkrone,
Das eingewirkte Kleid mit Gold und Perlen,
Der Titel strotzend vor dem König her,
Der Thron, auf dem er sitzt, des Pompes Flut,
Die anschlägt an den hohen Strand der Welt:
Nein, nicht dies ist's, du prächt'ge Ceremonie,
Nicht alles dies, auf majestät'schem Bett,
Was so gesund schläft als der arme Sklav,
Der mit gefültem Leib und led'gem Mut
Zur Ruh'sich fügt, gestopft mit saurem Brot,
Die grause Nacht, der Hölle Kind, nie sieht,
Weil er wie ein Trabant von früh bis spät
Vor Phöbus' Augen schwitzt, die ganze Nacht
Dann in Elysium schläft; am nächsten Tag
Von neuem aufsteht mit der Dämmerung,

Und hilft Hyperion zu seinen Pferden.
So folgt er dem beständ'gen Lauf des Jahrs
Mit vorteilhafter Müh' bis in sein Grab:
Und wäre Ceremonie nicht, so hätte
Ein solcher Armer, der mit Plackerei
Die Tage abrollt, und mit Schlaf die Nächte,
Vor einem König Vorrang und Gewinn,
Der Sklav', ein Glied vom Frieden seines Landes,
Genießt ihn, doch sein rohes Hirn weiß wenig,
Wie wach der König ist zum Schirm des Friedens,
Deß' Tag' am besten doch dem Bauer frommen.“

Der schwache König Heinrich VI. wünscht sich das ruhige Leben eines schlichten Hirten oder den Tod in Anbetracht der Sorgen seines Amtes („König Heinrich VI.“ III. Teil, II, 5):

„Wär' ich doch tot, wär's Gottes Wille sol
Wer wird in dieser Welt des Jammers froh?
O Gott! mich dünkt, es wär' ein glücklich Leben,
Nichts Höhers als ein schlichter Hirt zu sein;
Auf einem Hügel sitzend, wie ich jetzt,
Mir Sonnenuhren zierlich auszuschneiden,
Daran zu sehn, wie die Minuten laufen,
Wie viele eine Stunde machen voll,
Wie viele Stunden einen Tag vollbringen,
Wie viele Tage endigen ein Jahr,
Wie viele Jahr' ein Mensch auf Erden lebt.
Wann ich dies weiß, dann teil' ich ein die Zeiten:
So viele Stunden muß die Herd' ich warten,
So viele Stunden muß der Ruh' ich pflegen,
So viele Stunden muß ich Andacht üben,
So viele Stunden muß ich mich ergötzen;
So viele Tage trugen schon die Schafe,
So viele Wochen, bis die Armen lammten,
So viele Jahr', eh' ich die Wolle schere.
Minuten, Stunden, Tage, Monden, Jahre,
Zu ihrem Ziel gediehen, würden so
Das weiße Haar zum stillen Grabe bringen.

Ach, welch ein Leben wär's! wie süß! wie lieblich!
Gibt nicht der Hagdorn einen süßern Schatten
Dem Schäfer, der die fromme Herd' erblickt,
Als wie ein reich gestickter Baldachin
Dem König, der Verrat der Bürger fürchtet?
O ja, das tut er, tausendmal so süß!
Und endlich ist des Schäfers magrer Quark,
Sein dünner Trank aus seiner Lederflasche,
Im kühlen Schatten sein gewohnter Schlaf,
Was alles süß und sorglos er genießt,
Weit über eines Fürsten Köstlichkeiten,
Die Speisen blinkend in der goldnen Schale,
Den Leib gelagert auf ein kunstreich Bett,
Wenn Sorge lauert, Argwohn und Verrat.“

Als der Förster den flüchtigen König Heinrich VI. fragt (III. Teil, III, 1):

„Bist du ein König, wo ist deine Krone?“

antwortet der Entthronte:

„Im Herzen trag' ich sie, nicht auf dem Haupt,
Nicht in Demanten prangend und Gestein,
Noch auch zu sehn: sie heißt Zufriedenheit,
Und selten freun sich Könige dieser Krone.“

Brakenbary, der Kommandant des Tower, sagt als Trost zu dem gefangenen Herzog von Clarence, kurz bevor die beiden Mörder, die sein Bruder, späterer König Richard III., dang, ihr Werk vollbringen („König Richard III.“ I, 4):

„Leid bricht die Zeiten und der Ruhe Stunden,
Schafft Nacht zum Morgen und aus Mittag Nacht.
Nur Titel sind der Prinzen Herrlichkeiten,
Ein äußerer Glanz für eine innre Last;
Für ungefühlte Einbildungen fühlen
Sie eine Welt rastloser Sorgen oft.
So daß von ihren Titeln niedern Rang
Nichts unterscheidet als des Ruhmes Klang.“

König Johann empfindet bitter sein Amt, weil er von Sklaven bedient sein muß (IV, 2):

„Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu sein, die Vollmacht sehn in ihren Launen,
Zu brechen in des Lebens blut'ges Haus,
Und nach dem Wink des Ansehns ein Gesetz
Zu deuten, zu erraten die Gesinnung
Der drohenden Majestät, wenn sie vielleicht
Aus Laune mehr als Überlegung zürnt.“

Simon sagt im „Perikles“ (II, 3):

„Es sollten Fürsten hierin Göttern gleichen,
Die Jedem, der sich naht, sie zu verehren,
Freigebig spenden. Fürsten, die dies nicht tun,
Sind Mücken gleich, die summen, doch getötet
Ein Gegenstand nur der Verwundrung sind.“

Die Tugenden des Königs nenne Malcolm, als ihn Macduff auffordert, Macbeth zu bekämpfen und zu ersetzen („Macbeth“ IV, 3):

„Die Königstugenden,
Wahrheit, Gerechtigkeit, Geduld und fester Sinn,
Ausdauer, Milde, Gnade, Frömmigkeit,
Mäßigung, Demut, Kraft und Mut, von allen
Ist keine Spur in mir.“

Der Herzog scheidet in „Maß für Maß“ (IV, 2) den König vom Tyrannen:

„In heiliger Enthaltbarkeit bezwingt er
An sich, was seine Herrschermacht mit Nachdruck
In andern strebt zu dämpfen. Schwärzt' ihn selbst,
Was er bestraft, dann wär' er ein Tyrann.“

Die Person des Königs ist äußerst wichtig, vieler Heil und Wohl hängt davon ab; das überlegen Rosenkranz und Gildenstern zur Entschuldigung vor sich selbst, als König Claudius ihnen die Vollmacht ausstellt, Hamlet nach England zu bringen, wo er ermordet werden soll (III, 3):

„Es ist gewissenhafte heil'ge Furcht,
Die vielen, vielen Seelen zu erhalten,
Die Eure Majestät belebt und nährt.
Schon das besondre, einzle Leben muß
Mit aller Kraft und Rüstung des Gemüts
Vor Schaden sich bewahren; doch viel mehr
Der Geist, an dessen Heil das Leben vieler
Beruht und hängt. Der Majestät Verscheiden
Stirbt nicht allein; es zieht gleich einem Strudel
Das Nahe mit. Sie ist ein mächtig Rad,
Befestigt auf des höchsten Berges Gipfel,
An dessen Riesenspeichen tausend Dinge
Genietet und gefugt sind: wenn es fällt,
So teilt die kleinste Zutat und Umgebung
Den ungeheuren Sturz. Kein König seufzte je
Allein und ohn' ein allgemeines Weh.“

Die Königstreue ist das Band, das Herrscher und Volk verbindet; sie bringt Beständigkeit und ehrt den Untertan. Deshalb steht die Person des Königs grundsätzlich über allem Streit; der edle Ritter und Kämpfer ist ihm treu, z. B. Bolingbroke:

„Erst – sei der Himmel Zeuge meiner Rede! –
Aus eines Untertans ergebner Pflicht,
Für meines Fürsten teures Heil besorgt,
Und frei von anderm mißerzeugten Haß,
Komm' ich als Kläger vor dein fürstlich Haupt. –
Nun, Thomas Mowbray, wend' ich mich zu dir,
Und acht' auf meinen Gruß: denn was ich sage,
Das soll mein Leib auf Erden hier bewähren,
Wo nicht, die Seel' im Himmel Rede stehn.
Du bist ein Abgefallner und Verräter,
Zu gut, um es zu sein, zu schlecht zu leben:
Denn je kristallner sonst der Himmel glüht,
Je trüber scheint Gewölk, das ihn durchzieht.
Noch einmal, um die Schmach mehr einzuprägen,
Werf' ich das Wort Verräter dir entgegen.“

Beweisen möge, wenn's mein Fürst gewährt,
Was meine Zunge spricht, mein wackres Schwert.“
(„König Richard II.“ I, 1)

Ebenda:

„Küßt König Richards Hand auf beiden Knien,
Und sendet Lehenspflicht und echte Treu
Dem königlichen Herrn; hierher gekommen,
Zu seinen Füßen Wehr und Macht zu legen,
Vorausgesetzt, daß Widerruf des Banns
Und meine Güter mir bewilligt werden;
Wo nicht, so nutz' ich meine Übermacht,
Und lösch' den Sommerstaub in Schauern Bluts
Aus Wunden der erschlagenen Engelländer.
Wie fern dies sei von Bolingbrokes Gemüt,
Daß solch ein Purpurwetter sollte tränken
Den grünen Schoß von König Richards Land,
Soll meine Ehrfurcht demutsvoll bezeigen.
Geht, deutet ihm das an, indes wir hier
Auf dieser Ebne Rasenteppich ziehn.“
(„König Richard II.“ III, 3)

Ferner Plantagenet:

„Dein untertän'ger Knecht gelobt Gehorsam
Und untertän'gen Dienst bis in den Tod.“
(„König Heinrich VI.“ I. Teil, III, 1)

Herzog von Suffolk bekennt vor seinem Schergentod („König
Heinrich VI.“ II. Teil IV, 1):

„Des Suffolk Herrscherzung' ist streng und rauh,
Weiß zu gebieten, nicht um Gunst zu werben.
Fern sei es, daß wir Volk wie dieses da
Mit unterwürf'gen Bitten ehren sollten.
Nein, lieber neige sich mein Haupt zum Block,
Eh diese Knie vor irgend wem sich beugen,
Als vor des Himmels Gott und meinem König;
Und eher mag's auf blut'ger Stange tanzen,
Als stehn entblößt vor dem gemeinen Knecht.

Der echte Adel weiß von keiner Furcht:
Mehr halt' ich aus, als Ihr vollbringen dürft.“

Enobarbus, einer der Freunde Marc Antons, ist weniger fest in
seiner Treue („Antonius und Cleopatra“ III, 11):

„Die Pflicht, die fest an Toren hält, macht Treue
Zur Torheit selbst. Doch wer ausdauern kann,
Standhaft zu folgen dem gefallen Fürsten,
Besieget den, der seinen Herrn besiegt,
Und erntet einen Platz in der Historie.“

Doch wehe, wenn der berufene Herrscher und König seines
Amtes unwürdig ist oder zu klein, es auszufüllen:

„In eine große Sphäre berufen sein und sich nicht einmal
darin bewegen können, ist wie Löcher, wo Augen sein
sollten, was das Gesicht jämmerlich entstellt.“
(„Antonius und Cleopatra“ II, 7)

Des Herrschers Schwäche reizt den machtgierigen Feind zum
Angriff oder Aufruhr. Richard Plantagenet, Herzog von York,
des späteren Königs Richard III. Vater — der älteste Vertreter
der weißen Rose, hat die Schwäche König Heinrichs VI. klar
erkannt und baut darauf den Plan, selbst auf den Thron zu
kommen („König Heinrich VI.“ II. Teil, III, 1):

„Jetzt oder nie, York, stähle die Gedanken
Voll Sorg', und wandle Zweifel in Entschluß.
Sei, was du hoffst zu sein, sonst beut dem Tode
Das, was du bist; 's ist nicht Genießens wert,
Laß bleiche Furcht bei niedern Menschen hausen,
Nicht einer königlichen Brust sich nahn.
Wie Frühlingsschauer strömen die Gedanken,
Und kein Gedanke, der nicht Würde denkt,
Mein Hirn, geschäft'ger als die fleiß'ge Spinne,
Webt mühsam Schlingen zu der Feinde Fang.
Gut, Edle, gut! Ihr tut politisch dran,
Mit einem Heer mich auf die Seit' zu schicken.
Ich sorg', ihr wärmt nur die erstarrte Schlange,
Die euch, gehegt am Busen, stechen wird.

Ich brauchte Menschen, und ihr gebt sie mir,
Ich weiß euch's Dank; doch seid gewiß, ihr gebt
In eines Tollen Hände scharfe Waffen.
Weil ich ein mächtig Heer in Irland nähre,
Will ich in England schwarzen Sturm erregen,
Der an zehntausend Seelen schleudern soll
Zu Himmel oder Höll'; und der soll toben,
Bis auf dem Haupte mir der goldne Reif,
So wie der Hehren Sonne klare Strahlen,
Die Wut des tollerzeugten Wirbels stillt.
Und als das Werkzeug dieses meines Plans
Verführt' ich einen strudelköpf'gen Kenter,
John Cade aus Ashford,
Aufruhr zu stiften, wie er's wohl versteht,
Unter dem Namen von John Mortimer.
In Irland sah ich den unbänd'gen Cade
Sich einer Schar von Kerns entgegensetzen;
Und focht so lang, bis seine Schenkel fast
Von Pfeilen starren wie ein Stachelschwein,
Und, auf die Letzt gerettet, sah ich ihn
Grad' aufrecht springen wie ein Mohrentänzer,
Die blut'gen Pfeile schüttelnd wie die Glocken.
Gar oftmals, als ein zott'ger Kern verstellt,
Hat er Gespräch gepflogen mit dem Feind,
Und ist mir unentdeckt zurückgekommen,
Und hat mir ihre Büberei'n gemeldet.
Der Teufel sei mein Stellvertreter hier;
Denn dem John Mortimer, der jetzt gestorben,
Gleicht er von Angesicht, von Sprach und Gang.
Daran werd' ich des Volks Gesinnung merken,
Ob sie geneigt dem Haus' und Anspruch Yorks.
Nehmt an, man fing' ihn, quält' und foltert' ihn:
Ich weiß, kein Schmerz, den sie ihm können antun,
Preßt es ihm aus, daß ich ihn angestiftet.
Setzt, ihm gelingt's, wie's allen Anschein hat,
Ja, dann komm' ich mit meiner Macht von Irland,

Und ernte, was der Bube hat gesät,
Denn, ist nur Humphrey tot, was bald wird sein,
Und Heinrich weggeschafft, wird alles mein."

Während der Vater, Herzog von York, entschlossen ist, den
gegebenen Eid zu halten und König Heinrich VI. bis zu seinem
Tode in Ruhe regieren zu lassen, ist sein Sohn Eduard ganz
anderer Meinung („König Heinrich VI." III. Teil I, 2):

„Doch um ein Königreich bricht man jeden Eid;
Ein Jahr zu herrschen, bräch' ich tausend Eide."

Noch ärger ist die Einstellung des Bruders, Herzog von Gloster,
späteren König Richard III., der nach dem Throne seines Bru-
ders, König Eduard, strebt mit allen Mitteln („König Richard III."
I, 1): Er ist

„gewillt, ein Bösewicht zu werden . . .
Und ist nur König Eduard treu und echt,
Wie ich verschmitzt, falsch und verräterisch,
Kommt Clarence heut' in ziemlichen Verhaft,
Für eine Weissagung, . . ."

Freilich („König Johann" IV, 2):

„Es wird mit Blut kein fester Grund gelegt,
Kein sichres Leben schafft uns andrer Tod."

Und ein Verbrechen treibt zur nächsten Untat („Macbeth" III, 2):

„Was schlimm begonnen, hält sich nur durch Sünde."

Und Angst bedrückt den Missetäter, auch wenn er eine Krone
trägt; Macbeth bekennt zu seiner Frau (III, 2):

„Mag beider Welten Bau zerfallen, eh'
In Angst wir essen unser Brot und schlafen
In der Qual so grauser Träume, wie sie
Uns nächtig schütteln. Besser bei dem Toten sein,
Den wir um unsre Ruh zu seiner Ruh gesandt,
Als auf der Seele Folterbank zu liegen
In ruheloser Angst."

Angst führt zu der blutigen, verhaßten Tyrannei, die der ehrsame Brutus im Namen des Rechts und des gemeinen Wohls verhindern will („Julius Cäsar“ II, 1):

„Es muß durch seinen Tod geschehn. Ich habe
Für meinen Teil keinen Grund, ihn wegzustoßen,
Als für's gemeine Wohl. Er wünscht gekrönt zu sein:
Wie seinen Sinn das ändern möchte, fragt sich.
Der warme Tag ist's, der die Natter zeugt;
Das heischt mit Vorsicht gehn. Ihn krönen? — so? —
Ja, dann ist's wahr, wir leihn ihm einen Stachel,
Womit er kann nach Willkür Schaden tun.
Der Größe Mißbrauch ist, wenn von der Macht
Sie das Gewissen trennt: und, um von Cäsarn
Die Wahrheit zu gestehn, ich sah noch nie,
Daß ihn die Leidenschaften mehr beherrscht,
Als die Vernunft. Doch oft bestätigt sich's,
Die Demut ist der jungen Ehrfurcht Leiter;
Wer sie hinanklimmt, kehrt den Blick ihr zu;
Doch hat er erst die höchste Sproß' erreicht,
Denn kehret er der Leiter seinen Rücken,
Schaut himmelan, verschmäht die niedern Tritte,
Die ihn hinaufgebracht. Das kann auch Cäsar!
Drum, eh' er kann, beug' vor! Und weil der Streit
Nicht Schein gewinnt durch das, was Cäsar ist,
Leg' so ihn aus — das, was er ist, vergrößert,
Kann dies und jenes Übermaß erreichen.
Drum achte ihn gleich einem Schlangenei,
Das, ausgebrütet, giftig würde werden
Wie sein Geschlecht, und würg' ihn in der Schale.“

Cleopatra weiß um den Reiz der Macht; sie sagt, was Größe ist im Staatenleben („Antonius und Cleopatra“ V, 2):

„Schon gibt Verzweiflung mir ein bessres Leben.
Armselig ist es, Cäsar sein; da er
Fortuna nicht, ist er nur Knecht Fortunens,
Handlanger ihres Willens. — Größe ist's,
Das tun, was alle andern Taten endigt,

Zufall in Ketten schlägt, den Wechsel bannt,
Was Schlaf ist und nicht nach dem Kot mehr hungert,
Der Bettler und Cäsaren großgenährt.“

Und doch:

„Was ist Pomp, Hoheit, Macht, als Erd' und Staub?
Lebt, wie ihr könnt, ihr seid des Todes Raub.“

(„König Heinrich VI.“ III. Teil V, 2)

In „Maß für Maß“ kennzeichnet Isabella die Tyrannis (II, 2):

„Ach, s'ist groß,
Der Riesen Kraft besitzen; doch tyrannisch,
Dem Riesen gleich sie brauchen.“

(ferner ebenda)

„Könnten die Großen donnern
Wie Jupiter, sie machten taub den Gott,
Denn jeder winz'ge kleinste Richter brauchte
Zum Donnern Jovis Aether! — Nichts als Donnern!
O gnadenreicher Himmel!
Du mit dem zack'gen Felsenkeile spaltest
Den unzerkeilbar knot'gen Eichenstamm,
Nicht zarte Myrten, doch der Mensch, der stolze Mensch,
In kleine, kurze Majestät gekleidet,
Vergessend, was am mindesten zu bezweifeln,
Sein gläsern Element, wie zorn'ge Affen
Spielt solchen Wahnsinn gaukelnd vor dem Himmel,
Daß Engel weinen, die gelaunt wie wir,
sich alle sterblich lachen würden.“

Gaunt, Herzog von Lancaster, prophezeit seinem Neffen, König Richard II. („König Richard II.“ II, 1):

„Sein wildes wüstes Brausen kann nicht dauern,
Denn heft'ge Feuer brennen bald sich aus;
Ein sanfter Schau'r hält an, ein Wetter nicht,
Wer frühe spornt, ermüdet früh sein Pferd,
Und Speis' erstickt den, der zu hastig speist.

Die Eitelkeit, der nimmersatte Geier,
Fällt nach verzehrtem Vorrat selbst sich an.“

Ebenso Margarete in „König Heinrich VI.“ (III. Teil III, 3):

„Denn, wenn der Usurpator auch ein Weilchen
Das Zepter führt, der Himmel ist gerecht
Und von der Zeit wird Unrecht unterdrückt.“

Herzog von York sagt seinem Könige ins Gesicht („König Richard II., II, 1):

„Doch zu begreifen ist's bei bösen Wegen,
Daß sie am Ende nie gedeihn zum Segen.“

Deshalb mahnt Kardinal Wolsey („König Heinrich VIII.“ III, 2):

„Fleuch Eigenliebe, segne selbst die Feinde;
Bestechung führt dich weiter nicht als Treu!
Stets in der Rechten halte milden Frieden,
Dann schweigt die Bosheit. Handle recht, nichts fürchte;
Dein Ziel sei immer Ziel auch deines Landes,
Wie deines Gottes und der Wahrheit: dann,
O Cromwell! wenn du fällst, fällst du im Tod
Als sel'ger Märtyrer.“

Über die Tyrannei spricht ein Kanzlist als Mann des Volkes für sich allein („König Richard III.“ III, 6):

„Wer ist so blöd
Und sieht nicht diesen greiflichen Betrug?
Und wer so kühn, und sagt, daß er ihn sieht?
Schlimm ist die Welt, sie muß zu Grunde gehn,
Wenn man muß schweigend solche Ränke sehn.“

Einen Trost hat der Unterdrückte in der Tyrannis: der alte Gloster, der geblendet seinem verstoßnen Sohne Edgard begegnet, ohne ihn noch erkannt zu haben, sagt todmüde („König Lear“ IV, 6):

„Trost war's doch immer,
Als Jammer der Tyrannen Wut sich konnte
Entzieh'n und seine stolze Willkür täuschen.“

Der Tod macht jeden frei, drum äußert Cassius zu Casca („Julius Cäsar“ I, 3):

„Nicht felsenfeste Burg noch eh'rne Mauern
Noch dumpfer Kerker noch der Ketten Last
Sind Hindernisse für des Geistes Stärken.
Das Leben, dieser Erdschranken satt.
Hat stets die Macht sich selber zu entlassen.
Und muß ich dies, so weiß' auch alle Welt:
Den Teil der Tyrannei, der auf mir liegt,
Werf' ich nach Willkür ab.“

Und Casca bestätigt den Gedanken mit den Worten:

„So trägt ein jeder Sklav' in eigener Hand
Gewalt, zu brechen die Gefangenschaft.“

Und woher kommt denn die Gewaltherrschaft? Cassius als Patrizier klagt die Feigheit und Dummheit seiner Bürger an („Julius Cäsar“ I, 3):

„Warum denn wäre Cäsar ein Tyrann?
Der arme Mann! Ich weiß, er wär' kein Wolf,
Wenn er nicht säh, die Römer sind nur Schafe.
Er wär' kein Leu, wenn sie nicht Rehe wären.
Wer eilig will ein mächtig Feuer machen,
Nimmt schwaches Stroh zuerst: was für Gestrüpp
Ist Rom und was für Plunder, wenn es dient
Zum schlechten Stoff, der so 'nem schnöden Ding
Wie Cäsar Licht verleiht?“

Der kluge Herzog Vincentio in „Maß für Maß“ hält Abstand von der Menge (I, 1):

„Lieb' ich gleich das Volk,
Wünscht' ich doch nicht, zur Schau mich ihm zu stellen.
Ob wohlgemeint, doch mundet mir nicht wohl
Sein lauter Ruf, sein ungestümes Jauchzen;
Noch scheint mir der ein Mann von reifem Urteil,
Der sich daran erfreut.“

Denn:

„Wie Sommerfliegen schwärmt gemeines Volk
Und wohin fliegen Mücken, als zur Sonne?“

stellt Clifford fest („König Heinrich VI.“ III. Teil, II, 6)

Ebenso Bagot in „König Richard II.“ (II, 2):

„Das ist das wandelbare Volk, deß' Liebe
In seinen Beuteln liegt; wer diese leert,
Erfüllt ihr Herz gleich sehr mit bitterm Haß.“

Cäsar weiß aus eigener Erfahrung („Antonius und Cleopatra“
I, 4):

„Vom ersten Anbeginn lehrt die Geschichte,
Daß, wer hoch steht, ersehnt wird, bis er stand!
Und wer gesunken, nie zuvor geliebt
Noch liebenswert, wird teuer, wenn er fehlt.
Denn die gemeine Menge,
Gleich einer Qualle, treibend in der Strömung,
Schwimmt vor, zurück, die Wechsellut ersahnend,
Um selber zu zerfasern in der Reibung.“

Der Erzbischof verachtet den Wankelmut der Menge, als er sich
darum handelt, den König zu besiegen („König Heinrich IV.“
II. Teil, I, 3):

„Es krankt der Staat an seiner eignen Wahl,
Die gier'ge Liebe hat sich überfüllt.
Ein schwindligt und unzuverlässig Haus
Hat der, so auf das Herz des Volkes baut.
O blöde Menge! mit wie lautem Jubel
Drang nicht dein Segen Bolingbrokes zum Himmel,
Eh' du, wozu du wolltest, ihn gemacht!
Und da er nun nach deiner Lust bereitet,
Bist du so satt ihn, viehischer Verschlinger,
Daß du ihn auszuspei'n dich selber reizest.
So hünd'sche Menge, so entludest du
Die Schlemmerbrust vom königlichen Richard;
Nun möchtest du dein Weggebrochnes fressen,
Und heulst danach. Worauf ist jetzt Verlaß?

Die Richards Tod beehrten, als er lebte,
Sind nun verliebt geworden in sein Grab.
Du, die ihm Staub warf auf sein wackres Haupt,
Als durch das stolze London seufzend er
An Bolingbrokes gefei'rten Fersen kam,
Rufst nun: „O Erde, gib uns jenen König
Zurück, nimm diesen hier! Verkehrtes Trachten,
Vergangnes, Künft'ges hoch, nie Jetz'ges achten!“

Am schärfsten klagt Coriolanus die Gesinnung und Un-
beständigkeit der Masse an (I, 1):

„Ein gutes Wort dir geben, hieße schmeicheln
Jenseits des Abscheus. Was verlangt ihr, Hunde,
Die Krieg nicht woll'n, noch Frieden? Jener schreckt euch,
Und dieser macht euch frech. Wer euch vertraut,
Find't euch als Hasen, wo er Löwen hofft,
Wo Füchse, Gäns'. Ihr seid nicht sicherer, nein,
Als glühnde Feuerkohlen auf dem Eis,
Schnee in der Sonne. Eure Tugend ist,
Den adeln, den Verbrechen niedertreten,
Dem Recht zu fluchen, das ihn schlägt. Wer Größe
Verdient, verdient euren Haß; und eure Liebe
Ist eines Kranken Gier, der heftig wünscht,
Was nur sein Übel mehrt. Wer sich verläßt
Auf eure Gunst, der schwimmt mit blei'nen Flossen
Und haut mit Binsen Eichen nieder! Hängt euch!
Euch traun?
Ein Augenblick, so ändert ihr den Sinn
Und nennt den edel, den ihr eben haßtet.
Den schlecht, der euer Abgott war! — Was gibt's,
Daß ihr, auf jedem Platz der Stadt gedrängt,
Schreit gegen den Senat, der doch allein,
Zunächst den Göttern, euch in Furcht erhält?
Ihr fräßt einander sonst! —“

Er warnt den Adel, die Macht der Menge anwachsen zu lassen
(III, 1):

„Du guter, aber höchst unkluger Adel!
 Ehrbare, doch achtlose Senatoren!
 Wie gebt ihr so der Hydra nach, zu wählen
 Den Diener, der mit eigenmächt'gem Soll
 (Er nur die Lärrtrompet' des Ungetüms)
 Frech euern Strom in sumpf'gen Teich will leiten,
 Um eure Macht auf sich. — Hat er Gewalt,
 So neigt in Einfalt euch; wann nicht, erwacht
 Aus Langmut, die Gefahr bringt. Seid ihr weise,
 Gleich nicht gemeinen Toren; seid ihr's nicht,
 Legt ihnen Polster hin. — Ihr seid Plebejer,
 Wenn Senatoren sie; sie sind nichts Mindres.
 Wenn durch der Stimmen Mischung nur nach ihnen
 Das Ganze schmeckt. Sie wählten sich Beamte —
 Und diesen, der sein Soll entgegengesetzt,
 Sein pöbelhaftes Soll, weit würd'germ Rat,
 Als Griechenland nur je verehrt. Beim Zeus!
 Beschimpft wird so der Konsul, und mein Herz weint,
 Zu sehn, wie, wenn zwei Mächte sich erheben,
 Und keine herrscht, Verderben, ungesäumt,
 Dringt in die Lücke zwischen beid' und stürzt
 Die eine durch die andre.“

Dem Volkstribunen Brutus ins Gesicht schleudert Coriolan die tiefe Verachtung für die Menge, als ihn jener öffentlich befragt, wie wohl das Volk dem stolzen tyrannischen Feldherrn seine Stimme zur Wahl als Konsul geben könnte (III, 1):

„Ich geb' euch Gründe,
 Mehr wert, als ihre Stimmen. — Korn, sie wissens,
 War nicht von uns ein Dank; sie waren sicher,
 Sie taten nichts dafür; zum Krieg geworben,
 Als selbst des Vaterlandes Herz erkrankte,
 Da wollte keiner aus dem Tor. Der Eifer
 Verdient nicht Korn umsonst. Hernach im Krieg
 Ihr Meutern und Empören, ihres Mutes
 Erhabne Proben, sprachen schlecht ihr Lob.
 Die Klage,

Womit sie oftmals den Senat beschuldigt,
 Aus ungebornem Grund, kann nie erzeugen
 Ein Recht auf freie Schenkung. Nun — was weiter?
 Wie mag dies wirre Gedärm verdaun
 Die Güte des Senats? Ihr Tun drückt aus,
 Was Worte sagen möchten: „Wir verlangten's,
 Wir sind der größte Hauf'; und sie, recht furchtsam,
 Sie gaben, was wir heischten.“ — So erniedern
 Wir unser hohes Amt, sind schuld, daß Pöbel
 Furcht unsre Sorgfalt silt. Dies bricht dereinst
 Die Schranken des Senats, und läßt die Krähen
 Hinein, daß sie die Adler hacken.“

Menenius: „Kommt! Genug!“

Brutus: „Genug im Übermaß.“

Coriolanus: „Nein! Nehmt noch mehr.

Was nur den Schwur, sei's göttlich, menschlich, heiligt,
 Besiegle meinen Schluß. Die Doppelherrschaft,
 Wo dieser Teil mit Grund mißachtet, jener
 Den andern grundlos schmählt, wo Adel, Macht und Weisheit
 Nichts tun kann ohne jenes Ja und Nein
 Des großen Unverstands — muß stets versäumen,
 Was wahrhaft nötig und haltloser Schwäche
 Verfallen. Aus des Zwecks Vereitlung folgt,
 Daß nichts dem Zweck gemäß geschieht.
 Darum beschwör' ich euch!
 Ihr, die ihr wen'ger zaghaft seid als weise,
 Die ihr mehr liebt des Staates feste Gründung,
 Als Änderung scheut, die höher stets geachtet
 Ein edles Leben als ein langes, die
 Nicht fürchten, durch gewagte Kur zu retten
 Den Leib vom sichern Tod: eins reißt aus
 Die viel gespalt'ne Zung', laßt sie nicht lecken
 Dies Süß, was ihnen Gift ist. Eu'r Entehrung
 Verstümmelt Weisheit, Recht und raubt dem Staat
 Die Lauterkeit, die ihn verklären sollte,

So daß ihm Macht fehlt, Gutes, das er möchte,
Zu tun, weil ihn das Böse stets verhindert.“

Brutus: „Er sprach genug.“

Sicinius: „Er sprach als Hochverräter
Und soll es büßen, wie's Verrätern ziemt.“

Coriolanus: „Elender du! Schmach sei dein Grab! Was soll das Volk,
Was soll's mit den kahlköpfigen Tribunen?
Anhangend ihnen weigert's den Gehorsam
Der höhern Obrigkeit. In einem Aufruhr,
Da nicht das Recht, nein, da die Not Gesetz war,
Da wurden sie gewählt. Zu bessrer Zeit
Sagt von dem Recht nun kühn: Dies ist das Recht,
Und schleudert in den Staub hin ihre Macht.“

Als die Strafe der Verbannung den stolzen Krieger und Patrizier
trifft, ruft er dem Volk entgegen (III, 3):

„Du schlechtes Hundepack! des Hauch ich hasse,
Wie fauler Sümpfe Dunst; des Gunst mir teuer,
Wie unbegrabner Männer totes Aas,
Das mir die Luft vergift't. — Ich banne dich!
Bleibt hier zurück mit euerm Unbestand,
Der schwächste Lärm mach' euer Herz erheben,
Eu'r Feind mit seines Helmbuschs Nicken fächle
Euch in Verzweiflung; die Gewalt habt immer,
Zu bannen eure Schützer — bis zuletzt
Eu'r stumpfer Sinn, der glaubt erst, wenn er fühlt,
Der nicht einmal euch selbst erhalten kann,
Stets Feind euch selbst, euch endlich unterwerfe
Als höchst verworfne Sklaven, einem Volk.
Das ohne Schwertstreich euch gewann. — So schmähend
Euch, eure Stadt — wend' ich so meinen Rücken.
Noch anderswo gibt's eine Welt.“

Aufidius, der Anführer der Volsker, kennt den ungewissen Wert
der Macht und nennt sie wichtig, wenn sie von Rednern muß
gepriesen werden („Coriolanus“ IV, 5):

„So fällt

Stets unser Wert der Zeiten Deutung heim
Und Nacht, die an sich selbst zu loben ist,
Hat kein so unverkennbar Grab, als wenn
Von Rednerbühnen wird ihr Tun gepriesen.
Der Nagel treibt den Nagel, Brand den Brand,
Kraft sinkt durch Kraft, durch Recht wird Recht verkannt.“

Die öffentliche Meinung ist keine tragfähige Basis für die Macht-
ausübung; es kann sie einer auf beiden Seiten tragen, wie ein
ledernes Wams. Sie wird von Gerüchten gelenkt und bestimmt;
meisterhaft läßt Shakespeare das personifizierte Gerücht, mit
Zungen bemalt, den Prolog zum zweiten Teil von „König Hein-
rich IV.“ sprechen:

„Die Ohren auf! Denn wer von euch verstopft
Des Hörens Tor, wenn's laut Gerüchte spricht?
Ich, von dem Osten bis zum müden West
Rasch auf dem Winde reitend, mache kund,
Was auf dem Erdenball begonnen wird,
Beständ'ger Leumund schwebt auf meinen Zungen,
Den ich in jeder Sprache bringe vor,
Der Menschen Ohr mit falscher Zeitung stopfend.
Vom Frieden red' ich, während unterm Lächeln
Der Ruh' versteckter Groll die Welt verwundet;
Und wer, als nur Gerücht, als ich allein,
Schafft drohende Must' rung, wache Gegenwehr.
Indes das Jahr, geschwellt von anderem Leid,
Für schwanger gilt von der Tyrannen Krieg.
Was doch nicht ist? Gerücht ist eine Pfeife,
Die Argwohn, Eifersucht, Vermutung bläst,
Und von so leichtem Griffe, daß sogar,
Das Ungeheuer mit zahllosen Köpfen,
Die immer streit'ge, wandelbare Menge
Drauf spielen kann. Allein wozu zergliedre
Ich meinen wohlbekanntnen Körper so
Vor meinem Hausstand? Was will hier Gerücht?
Vor König Heinrichs Siege lauf' ich her,

Der in dem blut'gen Feld bei Shrewsbury
 Den jungen Heißsporn und sein Heer geschlagen,
 Löschend die Flamme kühner Rebellion
 In der Rebellen Blut. — Was fällt mir ein,
 Sogleich so wahr zu reden? Auszusprengen
 Ist mein Geschäft, daß Heinrich Monmouth fiel
 Unter des edlen Heißsporn's grim'mgem Schwert,
 Und daß der König vor des Douglas Wut
 Zum Tode sein gesalbt's Haupt gebeugt.
 Dies hab' ich durch die Landstädt' ausgebreitet,
 Vom königlichen Feld zu Shrewsbury
 Bis hier zu dieser wurmbenagten Feste
 Von rauhem Stein, wo Heißsporn's alter Vater,
 Northumberland, scheinkrank darniederliegt.
 Die Boten kommen nun ermüdet an,
 Und keiner meldet, als was ich gelehrt.
 Schlimmer als wahres Übel ist erklungen
 Falsch süße Tröstung von Gerüchtes Zungen.“

„Das wankelmüt'ge Volk, des Gunst nie fest dem Wohl-
 verdienten bleibt, bis sein Verdienst vorüber“ („Antonius und
 Cleopatra“ I, 2) urteilt meist nach dem Augenschein, wenn man
 dies noch ein Urteil nennen kann; das spricht König Claudius
 aus, der die Beliebtheit Hamlets im Volke fürchtet (IV, 3):

„Er ist beliebt bei der verworrenen Menge,
 Die mit dem Auge, nicht mit dem Urteil wählt,
 Und wo das ist, wägt man des Schuld'gen Plage
 Doch nie die Schuld.“

Wie Volksstimmung gemacht wird, schildert Casca nach Cäsars
 Auftreten vor dem Volk am Luperkalien-Fest („Julius Cäsar“
 I, 2):

„Als er wieder zu sich selbst kam, sagte er, wenn er irgend-
 was Unrechtes getan oder gesagt hätte, so bäte er ihre Edeln,
 es seinem Übel beizumessen. Drei oder vier Weibsbilder,
 die bei mir standen, riefen: „Ach, die gute Seele!“ und ver-
 gaben ihm von ganzem Herzen. Doch das gilt freilich nicht

viel; und wenn er ihre Mütter abgestochen hätte, sie hätten's
 ebensogut getan.“

So verwundert nicht das Urteil, das Cäsar in „Antonius und
 Cleopatra“ (I, 4) über die Meinung des Haufens spricht:

„Konnt' ich mir's doch denken!
 Vom ersten Anbeginn lehrt die Geschichte,
 Daß, wer hoch steht, ersehnt wird, bis er stand!
 Wer strandet (nie zuvor der Liebe wert),
 Teuer erscheint, wenn man ihn mißt. Der Haufe,
 Gleich einer Flagg' umtreibend in der Strömung,
 Schwimmt vor, zurück, die Wechselfluten geißelnd,
 Und ihn zerstört die Reibung.“

Der krasse Unterschied zwischen Adel und Volk wird in der
 Stellung zum Eide deutlich; König Heinrich VI. (III. Teil III, 1)
 rät der Menge dringend vom Schwur ab:

„Ach, töricht Volk! ihr wißt nicht, was ihr schwört.
 Seht, wie ich diese Felder von mir blase,
 Und wie die Luft zu mir zurück sie bläst,
 Die, wenn ich blase, meinem Hauch gehorcht,
 Und einem andern nachgibt, wenn er bläst,
 Vom stärkern Windstoß immerfort regiert;
 So leichten Sinns seid ihr geringen Leute.
 Doch brecht die Eide nicht; mit dieser Sünde
 Soll meine milde Bitt' euch nicht beladen.
 Führt wie ihr wollt: der König folgt Befehlen;
 Seid Kön'ge ihr, befiehlt, ich will gehorchen.“

Ganz anders Brutus („Julius Cäsar“ II, 1), als seine Mitver-
 schworenen zum Eid der Treue raten:

„Keinen Eid!
 Wen nicht ein Mannesantlitz,
 Das innre Seelenleid, der Zeit Verfall —
 Sind diese Gründe schwach, so brecht nur auf,
 Und jeder fort zu seinem trägen Bett!
 Laßt frechgesinnte Tyrannei dann schalten,
 Bis jeder nach dem Lose fällt. Doch tragen

Sie Feuer g'nug in sich, des bin ich sicher,
 Um Feige zu entflammen und mit Mut
 Des Weibes schmelzendes Gemüt zu stählen:
 O dann, 'Mitbürger! welchen andern Sporn
 Als unsre Sache braucht es, uns zu stacheln
 Zur Herstellung? Was für Gewähr als diese:
 Verschwiegne Römer, die das Wort gesprochen
 Und nicht zurückziehn? Welchen andern Eid?
 Als Redlichkeit mit Redlichkeit im Bund,
 Da dies gescheh', wo nicht, dafür zu sterben?
 Laßt Priester, Memmen und Halunken schwören,
 Verdorrte Greis' und solche Jammerseelen,
 Die für das Unrecht danken; schwören laßt
 Bei bösen Händeln Volk, dem man nicht traut.
 Entehrt nicht so den Gleichmut unsrer Handlung
 Und unsern unbezwinglich festen Sinn,
 Zu denken, unsre Sache, unsre Tat
 Brauch' einen Eid; da jeder Tropfe Bluts,
 Der edel fließt in jedes Römers Adern,
 Sich meines echten Stamms verlustig macht,
 Wenn er das kleinste Teilchen nur verletzt
 Von irgendeinem Worte, das er gab."

In kurzen Worten sagt dasselbe Perikles (I, 2):

„Dein Wort genügt mir, nicht bedarf's des Eides,
 Wer Eins zu brechen sich nicht scheut, bricht Beides.“

Das Wesenselement des Staates ist die Macht; sie muß sich selbst beschränken, ihr Vollstrecker muß sich einem Ziele und höherer Verantwortung klar unterwerfen, wenn Segen aus der Machtausübung sprießen soll. Darum sagt York („König Heinrich VI.“ II. Teil V, 1):

„Gehorchen mag, wer nicht zu herrschen weiß.“

und ferner ebenda:

„Was soll dies sein? ist Sommerset in Freiheit?
 Dann, York, entfessele die Gedanken endlich,
 Und laß die Zung, es gleichtun deinem Herzen.“

Soll ich den Anblick Sommersets ertragen?
 Was brachst du, falscher König, mir dein Wort,
 Da du doch weißt, wie schwer ich Kränkung dulde?
 Ich nannte König dich? Du bist kein König,
 Nicht fähig, eine Menge zu beherrschen,
 Der du nicht zähmen kannst einen Verräter.
 Dies Haupt da steht zu einer Krone nicht;
 Den Pilgerstab mag fassen deine Hand,
 Und nicht ein würdig Fürstzenpter schmücken.
 Dein Gold muß diese meine Brau'n umgürten,
 Des Dräun und Lächeln, die Achilles' Speer,
 Durch seinen Wechsel töten kann und heilen.
 Die Hand hier kann empor den Zeppter tragen,
 Und bindendes Gesetz damit vollstrecken.
 Gib Raum! Bei Gott, du sollst nicht mehr beherrschen
 Den, so der Himmel dir zum Herrscher schuf."

Wer herrscht, muß sich bewußt sein:

„Machtübung zeigt
 Wie weit der Schein dem innern Wesen gleicht.“
 („Maß für Maß“ Bod. 212)

und

„Für Feinde beten Priester, Fürsten töten.“
 („König Heinrich VI.“ II. Teil V, 2)

„Gewissen ist ein Wort für Feige nur,
 Zum Einhalt für den Starken erst erdacht;
 Uns ist die Wehr Gewissen, Schwert, Gesetz.“
 („König Richard III.“ V, 3)

„Man muß jetzt Mitleid zu entbehren wissen,
 Denn Politik thront höher als Gewissen.“
 („Timon von Athen“ III, 2)

„Fleuch Eigenliebe, segne selbst die Feinde;
 Bestechung führt dich weiter nicht als Treu'.
 Stets in der Rechten halte milden Frieden,
 Dann schweigt die Bosheit. Handle recht, nichts fürchte;

Dein Ziel sei immer Ziel auch deines Landes,
Wie deines Gottes und der Wahrheit. Dann,
O Cromwell, wenn du fällst, fällst du im Tod
Als sel'ger Märtyrer.“ („König Heinrich VIII.“ IV, 1)

Strenge Macht ist notwendig, um die Ordnung aufrechtzuerhalten,
doch keine Willkür:

„Man muß das Volk nicht von heute losreißen,
Und an die Willkür ketten.“ („König Heinrich VIII.“ I, 2)

Übertriebene Freiheit ist schädlich und führt zum Gegenteil:
(„Maß für Maß“ I, 3):

„Wie Überfüllung strenge Fasten zeugt,
So wird die Freiheit, ohne Maß gebraucht,
In Zwang verkehrt; des Menschen Hang verfolgt
(Wie Ratten gierig selbst ihr Gift sich rauben)
Die durst'ge Sünd', und tödlich wird der Trunk!“

Darauf entgegnet Lucio (ebenda):

„Mir ist die Narretei der Freiheit
Lieber als die Moral der Gefangenschaft.“

Nachlässigkeit macht die Gesetze wirkungslos („Maß für Maß“
I, 4):

„Hier gilt ein scharf Gesetz, ein starres Recht,
Als Kappzaun und Gebiß halsstarr'gen Pferden,
Das wir seit vierzehn Jahren ließen schlafen,
Gleich einem alten Löwen in der Höhle,
Der nicht mehr raubt. Nun, wie ein schwacher Vater,
Der wohl die Birkenreiser drohend bindet,
Und hängt sie auf zur Schau vor seinen Kindern,
Zum Schreck, nicht zum Gebrauch, bald wird die Rute
Verhöhnt mehr als gescheut: so unsre Satzung,
Tot für die Straf', ist für sich selbst auch tot,
Und Frechheit zieht den Richter an der Nase!
Der Säugling schlägt die Amm' und ganz verloren
Geht aller Anstand.“

Ebenda (II, 1):

„Das Recht darf nicht zur Vogelscheuche werden,
Als ständ' es da, um Habichte zu schrecken,
Und bliebe regungslos, bis sie's zuletzt
Gewöhnt, drauf ausruhn statt zu fliehen.“

Und:

„Verzeihung ist nur Mutter neuer Schuld.“

Die Gnade bringt den Ausgleich für des Gesetzes Strenge, sie
ziert den König, adelt den Träger der Macht („Maß für Maß“
II, 2):

„Seid gewiß,
Kein Attribut das Mächtige verherrlicht,
Nicht Königskrone, Schwert des Reichsverwesers,
Des Marshalls Stab, des Richters Amtsgewand,
Keins schmückt sie alle halb mit solchem Glanz,
Als Gnade tut.“

Ebenso Alcibiades im „Timon von Athen“ (III, 5):

„Denn Mitleid ist die Tugend des Gesetzes,
Nur Tyrannei braucht es zur Grausamkeit.“

und ferner („Maß für Maß“ IV, 4):

„Ach, wenn uns erst erlosch der Gnade Licht,
Nichts geht dann recht, wir wollen, wollen nicht.“

Im „Kaufmann von Venedig“ spricht Porzia von der Gnade vor
dem Richter (IV, 1):

„Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
Sie träufelt wie des Himmels milder Regen,
Zur Erde unter ihr: zwiefach gesegnet:
Sie segnet den, der gibt, und den, der nimmt;
Am mächtigsten in Mächt'gen, zieret sie
Den Fürsten auf dem Thron mehr als die Krone.
Das Zepter zeigt die weltliche Gewalt,
Das Attribut der Würd' und Majestät,
Worin die Furcht und Scheu der Kön'ge sitzt.

doch Gnad' ist über diese Zeptermacht;
Sie thronet in den Herzen der Monarchen;
Sie ist ein Attribut der Gottheit selbst,
Und ird'sche Macht kommt göttlicher am nächsten,
Wenn Gnade bei dem Recht steht; darum, Jude,
Suchst du um Recht schon an, erwäge dies:
Daß nach dem Lauf des Rechtes unser keiner
Zum Heile käm'; wir beten all' um Gnade,
Und dies Gebet muß uns der Gnade Taten
Auch üben lehren.“

Der Menschen Gnade ist unbeständig, darauf kann man nicht
bauen; wir sollten deshalb vor allem nach Gottes Gnade stre-
ben, sagt Hastings in „König Richard III.“ (III, 4):

„O flücht'ge Gnade sterblicher Geschöpfe,
Wonach wir trachten vor der Gnade Gottes!
Wer Hoffnung baut in Lüften eurer Blicke,
Lebt wie ein trunkner Schiffer auf dem Mast,
Bereit, bei jedem Ruck hinabzutaumeln
In der verderbenschwangern Tiefe Schoß.“

Gnade weiß um Recht und Unrecht, von Ordnung, Macht und
höheren Interessen; Milde aus Schwäche oder Angst bringt
Unheil, Prinz Escalus sagt in „Romeo und Julia“ (III, 1):

„Wenn Gnade Mörder schont, verübt sie Mord!“

Ebenso Clifford in „König Heinrich VI.“ (III. Teil II, 6):

„Denn was nährt Unkraut als gelinde Luft?
Und was macht Räuber kühn als zuviel Milde?“

Und der Herzog in „Maß für Maß“ (IV, 2):

„Da blüht den Lastern schnell und leicht Gedeihn,
Wo Macht und Hoheit ihnen Schutz verleihn.
Wirkt Sünde Huld, wird zu viel Huld geübt,
Weil sie des Frevels halb den Frevel liebt.“

und ebenda (I, 5):

„Denn der erteilt Erlaubnis,
Der freien Lauf der bösen Lust gewährt,
Anstatt der Strafe.“

Das schlechte Vorbild wirkt noch übler („Maß für Maß II, 2):

„Es hat der Dieb ein freies Recht zum Raub,
Wenn erst der Richter stiehlt.“

Es ist menschliche Schwäche, wenn Gerechtigkeit im Leben des
Staates nicht allenthalben gilt („Kaufmann von Venedig“ II, 8):

„O, würden Güter, Rang und Ämter nicht
Verderbter Weis' erlangt, und würde Ehre
Durch das Verdienst des Eigners rein erkauf't;
Wie mancher deckte dann sein bloßes Haupt!
Wie mancher, der befiehlt, gehorchte dann!
Wieviel des Pöbels würde ausgesondert
Aus reiner Ehre Saat! und wieviel Ehre
Gelesen aus der Spreu, dem Raub der Zeit,
Um neu zu glänzen!“

Hierher gehört die Donnerrede, die der alte König Lear in
seiner Not gegen die Staatseinrichtungen hält („König Lear“
IV, 6):

Lear: „Was, bist du toll! – Kann man doch sehn, wie es in
der Welt hergeht ohne Augen. Schau mit dem Ohr; sieh,
wie jener Richter auf jenen einfältigen Dieb schmäht. Horch
– unter uns – den Platz gewechselt und die Hand gedreht:
Wer ist Richter, wer Dieb? Sahst du wohl eines Pächters
Hund einen Bettler anbellern?“

Gloster: „Ja, Herr!“

Lear: „Und der Wicht lief vor dem Köter. Da konntest du das
große Bild des Ansehns erblicken. Dem Hund im Amt ge-
horcht man.

Du schuft'ger Büttel, weg die blut'ge Hand!
Was geißelst du die Hure? Peitsch' dich selbst;
Dich lüftet heiß mit ihr zu tun, wofür
Dein Arm sie stäupt. Der Wucherer hängt den Gauner;
Zerlumptes Kleid bringt keinen Fehl ans Licht,
Talar und Pelz birgt alles. Hüll in Gold die Sünde,
Der starke Speer des Rechts bricht harmlos ab; –
In Lumpen – des Pygmäen Halm durchbohrt sie.

Kein Mensch ist sündig; keiner, sag' ich, keiner;
Und ich verbürg' es, wenn (versteh, mein Freund)
Er nur des Klägers Mund versiegeln kann.
Schaff Augen dir von Glas,
Und wie Politiker des Pöbels, tu,
Als sähst du Dinge, die du doch nicht siehst.“

Es ist im Leben der Staaten wie im Menschenleben überhaupt;
zwischen zwei Polen schwankt das Staatsgebilde hin und her,
nichts ist beständig, nichts für dauernd richtig und jeder Um-
stand, jede Tat kann wenigstens von zweien Seiten betrachtet
werden. So steht es auch mit den Gebräuchen, der Tradition
(„Coriolanus“ II, 3):

„Noch wenn sich alles vor Gebräuchen schmiegt,
Wird nie der Staub des Alters abgestreift,
Berghoher Irrtum wird so aufgehäuft,
Daß Wahrheit nie ihn überragt.“

König Heinrich VI. spricht vom Bürgerkrieg (I. Teil III, 1):

„Ein gift'ger Wurm ist innerlicher Zwist,
Der nagt am Innern des gemeinen Wesens.“

Dem Verschwörer ist im Innersten nicht immer wohl. Norton
betrachtet in Gedanken die Macht des Erzbischofs von York
(„König Heinrich IV.“ II. Teil, I, 1):

„Er ist ein Mann,
Der seine Leute bindt mit doppelter Gewähr.
Es hatt' Eu'r edler Sohn die Körper bloß,
Schatten und Schein von Männern nur, zum Kampf;
Denn dieses Wort, Rebellion, schied ganz
Die Handlung ihrer Leiber von den Seelen.
So fochten sie mit Ekel und gezwungen,
Wie man Arznei nimmt; nur die Waffen schienen
Auf unserer Seite; die Gemüter hatte
Dies Wort, Rebellion, so eingefroren
Wie Fisch' in einem Teich. Doch nun verwandelt
Der Bischof Aufruhr in Religion
Man achtet ihn, aufricht'gen heil'gen Sinns.

Drum folgen sie mit Leib ihm und Gemüt.
Er nährt den Aufstand mit des teuren Richard
Von Pomfrets Steinen abgekratztem Blut,
Nennt göttlich seinen Streit und seine Sache,
Sagt ihnen, er beschirm' ein blutend Land,
Das unter Bolingbroke nach Leben ächzt,
Und groß und klein drängt sich, ihm nachzufolgen.“

Ein edler Römer wie Brutus schämt sich seiner Rolle als Ver-
schwörer gegen Cäsar („Julius Cäsar“ II, 1):

„Verschwörung!
Du schämst Dich, die verdächt'ge Stirn bei Nacht
Zu zeigen, wann das Bö's am freisten ist?
O denn, bei Tag, wo willst du eine Höhle
Entdecken, dunkel g'nug, es zu verlarven,
Dein schnödes Antlitz? – Verschwörung, auch keine!
In Lächeln hüll' es und in Freundlichkeit!
Denn trätst du auf in angeborner Bildung,
So wär' der Erebus nicht finster g'nug,
Vor Argwohn dich zu schützen.“

Allein, auch Brutus weiß keinen Ausweg, kann er doch den
Geist von Cäsars Herrschaft nicht töten, ohne den Körper Cäsars
zu durchbohren („Julius Cäsar“ II, 1):

„Wir alle stehen gegen Cäsars Geist,
Und in dem Geist des Menschen ist kein Blut.
Oh, könnten wir doch Cäsars Geist erreichen,
Und Cäsarn nicht zerstückeln! Aber ach
Cäsar muß für ihn bluten!“

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, und politische
Veränderungen, gar Umwälzungen sind spürbar wie die tiefen,
ersten Erschütterungen der Erde im Seismograph vor einem Be-
ben oder Vulkanausbruch. In „König Richard III.“ wird dies durch
die Unterhaltung zwischen drei Bürgern deutlich ausgespro-
chen (II, 3):

Erster Bürger: „Geht, geht! Wir zagen: alles wird noch gut.“

Dritter Bürger: „Wann Wolken ziehn, nimmt man den Mantel um,
Wann Blätter fallen, ist der Winter nah;
Wer harrt der Nacht nicht, wann die Sonne sinkt?
Unzeit'ge Stürme künden Teurung an.
Noch kann es gut gehn: doch, wenn's Gott so lenkt,
Ist's mehr, als ich erwart' und wir verdienen.“

Zweiter Bürger: „Wahrlich, der Menschen Herzen sind voll Furcht,
Ihr könnt nicht reden fast mit einem Mann,
Der nicht bedenklich aussieht und voll Schrecken.“

Dritter Bürger: „So ist es immer vor des Wechsels Tagen.
Auf höhern Antrieb ahnen die Gemüter
Die kommende Gefahr; so sehn wir ja
Die Wasser schwellen vor dem wüsten Sturm.
Doch lassen wir das Gotte. Wohin geht's?“

Die Königin Gemahlin in „Richard II.“ macht dieselbe Wahrnehmung („König Richard II.“ III, 4):

„Mein Elend wett' ich um 'nen Nadelbrief,
Daß sie vom Staat sich unterhalten werden.
Vor einem Wechsel tut das jedermann,
Dem Jammer geht der Jammer stets voran.“

Den Krieg als Geißel Gottes bezeichnet König Heinrich V. und zieht daraus die Folgerung für seine persönliche Verantwortung wegen der Opfer des Krieges („König Heinrich V.“ IV, 1):

„Wenn nun diese Menschen das Gesetz vereitelt haben und der natürlichen Strafe entronnen sind, können sie schon den Menschen entlaufen, so haben sie doch keine Flügel, um Gott zu entfliehen. Krieg ist seine Geißel, Krieg ist sein Werkzeug der Rache, so daß hier die Menschen für den vorherigen Bruch der Gesetze des Königs im gegenwärtigen Streit des Königs gestraft werden; so sie den Tod fürchteten, haben sie das Leben davongebracht, und wo sie sich zu sichern dachten, kommen sie um. Wenn sie daher unvorbereitet sterben, so ist der König nicht mehr an ihrer Verdammnis schuldig, als er es vorher an den Ruchlosigkeiten war, derentwegen sie nun heimgesucht werden. Jedes Unter-

tanen Pflicht gehört dem König, jedes Untertanen Seele ist sein eigen. Darum sollte jeder Soldat im Kriege es wie jeder kranke Mann im Bette machen, jedes Stäubchen aus seinem Gewissen waschen, und wenn er so stirbt, ist der Tod für ihn ein Gewinn; oder wenn er nicht stirbt, so war die Zeit segensvoll verloren, worin eine solche Vorbereitung gewonnen wird; und bei dem, welcher davonkommt, wäre es keine Sünde, zu denken, daß, da er Gott ein so freies Anerbieten macht, dieser ihn den Tag überleben läßt, um seine Größe einzusehen, und andern zu lehren, wie sie sich vorbereiten sollen.“

Zuvor hatte der Soldat Bates seine Pflicht und Schuldigkeit im Kriege so abgegrenzt (ebenda):

„Wir wissen genug, wenn wir wissen, daß wir des Königs Untertanen sind; wenn seine Sache schlecht ist, so reinigt unser Gehorsam gegen den König uns von aller Schuld dabei.“

Ist der Krieg eine Gottesgeißel, dann ist sein Ausgang ungewiß wie jedes Gottesurteil. So König Heinrich VI. (III. Teil, II, 5):

„Dies Treffen steht so wie des Morgens Krieg
Von sterbendem Gewölk mit regem Licht.
Dann, wann der Schäfer, auf die Nägel hauchend,
Es nicht entschieden Tag noch Nacht kann nennen.
Bald schwankt es hierhin, wie die mächt'ge See,
Gezwungen von der Flut, dem Wind zu trotzen:
Bald schwankt es dorthin, wie dieselbe See,
Gezwungen, vor des Windes Wut zu weichen.
Bald überwiegt die Flut und dann der Wind;
Nun stärker eins, das andre dann das stärkste;
Beid' um den Sieg sich reißend, Brust an Brust,
Doch keiner Überwinder, noch besiegt;
So wäget gleich sich dieser grimme Krieg.
Hier auf dem Maulwurfshügel will ich sitzen.
Der Sieg sei dessen, dem ihn Gott beschert!
Denn Margareta, mein Gemahl, und Clifford,

Sie schalten aus der Schlacht mich, beide schwörend,
Wenn ich entfernt sei, glück' es ihnen besser.“

Dieser selbe König ist für die friedliche Politik eingenommen
(I. Teil, IV, 1):

„O Gott, wie rast der Menschen krankes Hirn,
Wenn aus so läppischem geringen Grund
So eifrige Parteiung kann entstehen!“

und (III. Teil, II, 5):

„O kläglich Schauspiel! O der blut'gen Zeit!
Wenn Löwen um die Höhlen sich bekriegen,
Entgelten ihren Zwist harmlose Lämmer.“

Ganz anders die Meinung der Diener des Aufidius („Co-
riolanus“ IV, 3):

Erster Diener: „Ich bin für den Krieg, sage ich, er übertrifft den
Frieden, wie der Tag die Nacht; er ist lustig, wachsam, ge-
sprächig, immer was Neues; Friede ist Stumpfheit, Schlaf-
sucht, dick, faul, taub, unempfindlich, und bringt mehr
Bastarde hervor, als der Krieg Menschen erwürgt.“

Zweiter Diener: „Richtig; und wie man auf gewisse Weise den
Krieg Notzucht nennen kann, so macht, ohne Widerrede
der Friede viel Hahnreih!“

Ein gutes Gewissen ist die beste Gewähr für den Sieg der Waf-
fen, meint Percy in „König Heinrich IV.“ (I. Teil, V, 2):

„O, edle Herrn, des Lebens Zeit ist kurz:
Die Kürze schlecht verbringen, wär' zu lang,
Hing' Leben auch am Weiser seiner Uhr,
Und endigte, wie eine Stunde kommt.
Wir treten Kön'ge nieder, wenn wir leben;
Wenn sterben: wackerer Tod, mit Fürsten sterben!
Nun, was Gewissen gilt: — gut sind die Waffen,
Ist nur die Absicht, die sie führt, gerecht.“

Ebenso „König Heinrich VI.“ (II. Teil, III, 2):

„Gibt's einen Harnisch wie des Herzens Reinheit?
Dreimal bewehrt ist der gerechte Streiter,

Und nackt ist der, obschon in Stahl verschlossen,
Dem Unrecht das Gewissen angesteckt.“

Ventidius nennt den Ehrgeiz des Kriegers Tugend („Antonius und
Cleopatra“ III, 1):

„Wer mehr im Krieg tut als ein Feldherr kann
Wird seines Feldherrn Feldherr; und der Ehrgeiz,
Des Kriegers Tugend, wählt Verlust wohl lieber
Als Sieg, der ihn verdunkelt.“

Der Ruhm ist nur ein zweifelhaftes, in jedem Falle ein flüchtiges
Glück („König Heinrich VI.“, I. Teil, I, 2):

„Ein Zirkel nur im Wasser ist der Ruhm,
Der niemals aufhört, selbst sich zu erweitern,
Bis die Verbreitung ihn in Nichts zerstreut.“

Über die verschiedene Einstellung zum Kriege bei Hektor, Achill
und Ajax, Ulysses, Nestor, Agamemnon muß ich der Kürze
halber hinweisen auf die Besprechung von „Troilus und Cressida“
in einer Arbeit „Weg zu Shakespeare“. Hier her setz' ich die
Worte des Ulysses, der auch im Krieg für Politik des Geistes —
nicht der Faust eintritt („Troilus und Cressida“ I, 3):

„Sie lästern unsere Politik als Feigheit,
Sie stoßen Weisheit aus dem Rat des Kriegs,
Verlachen Vorbedacht, und würdigen
Nur Tat der Faust — die stille Geisteskraft,
Die prüft, wie viele Hände wirken sollen,
Wenn's Zeit ersheischt, und durch mühsame Schätzung
Voraus bestimmt, wie zahlreich sei der Feind, —
Das alles hält man keines Fingers wert,
Bettarbeit nennt man's, Stubenkrieg und Schreibwerk;
So daß der Widder, der die Mauern bricht,
Und die Gewalt und Sturmkraft seiner Wucht
Den Rang hat vor der Hand, die ihn gezimmert,
Ja selbst vor denen, die mit List und Klugheit
Scharfsinnig seine Wirkung angeordnet.“

Derselbe bekennt im Rat vor König Agamemnon seine Meinung über die rechte Art der Politik und Staatsverfassung, wie folgt („Troilus und Cressida“ I, 3):

„Troja, noch unerschüttert, wär' gefallen,
Und herrenlos des großen Hector Schwert,
Wenn Folgendes nicht hemmte:
Verkannt wird Seel' und Geist des Regiments;
Und seht! so viele Griechenzelte hohl
Stehn auf dem Feld; so viel Parteien-Hohlheit. —
Wenn nicht der Feldherr gleicht dem Bienenstock,
Dem alle Schwärme ihre Beute zollen,
Wie hofft ihr Honig? Wenn sich Abstufung verlarvt,
Scheint auch der Schlechteste in der Maske edel,
Die Himmel selbst, Planeten und dies Centrum,
Reih'n sich nach Abstand, Rang und Würdigkeit,
Beziehung, Jahreszeit, Form, Verhältnis, Raum,
Amt und Gewohnheit in der Ordnung Folge;
Und deshalb trohnt der majestätsche Sol,
Als Hauptplanet, in höchster Herrlichkeit
Vor allen andern; sein heilkräftig Auge
Verbessert den Aspekt bösertiger Sterne,
Und trifft, wie Königs Machtwort, allbeherrschend
Auf Gut' und Böses. Doch wenn die Planeten
In schlimmer Mischung irren ohne Regel,
Welch Schrecknis! Welche Plag' und Meuterei!
Welch Stürmen auf der See! Wie bebt die Erde!
Wie ras't der Wind! Furcht, Umsturz, Graun und Zwiespalt
Reißt nieder, wühlt, zerschmettert und entwirzelt
Die Eintracht und vermählte Ruh der Staaten
Ganz aus den Fugen! O, wird Abstufung,
Die Leiter aller hohen Plän', erschüttert,
So krankt die Ausführung. Wie könnten Gilden,
Würden der Schule, Bruderschaft in Städten,
Friedsamer Handelsbund getrennter Ufer,
Der Vorrang und das Recht der Erstgeburt,
Ehrfurcht vor Alter, Scepter, Kron' und Lorbeer,

Ihr ewig Recht ohn' Abstufung behaupten?
Tilg' Abstufung, verstimme diese Saite,
Und höre dann den Mißklang! Alles träf'
Auf offenen Widerstand. Empört dem Ufer
Erschwollen die Gewässer übers Land,
Daß sich in Schlamm die feste Erde löste;
Macht würde der Tyrann der blöden Schwäche,
Der rohe Sohn schlug' seinen Vater tot;
Kraft hieße Recht — nein, Recht und Unrecht, deren
Endlosen Streit Gerechtigkeit vermittelt,
Verlören, wie Gerechtigkeit, den Namen,
Dann löst sich alles auf nur in Gewalt,
Gewalt in Willkür, Willkür in Begier;
Und die Begier, ein allgemeiner Wolf,
Zweifältig stark durch Willkür und Gewalt,
Muß dann die Welt als Beute an sich reißen,
Und sich zuletzt verschlingen. Großer König,
Dies Chaos, ist erst Abstufung erstickt,
Folgt ihrem Mord: —
Und dies Nichtachten jeder Abstufung
Geht rückwärts Schritt für Schritt, indem's hinauf
Zu klimmen strebt. Des Oberfeldherrn spottet
Der unter ihm zunächst, den höhnt der Zweite,
Den Nächsten dann sein Untrer: so vergiftet
Vom ersten Schritt, der seinem Obern trotzt,
Wird jeder folgende zum neid'schen Fieber
Kraftloser, bleicher Nebenbuhlerschaft —
Und solch ein Fieber ist's, das Troja schirmt,
Nicht eigne Stärke. Kurz, den Troern schafft
Nur unsre Schwäche Frist, nicht eigne Kraft.“

Den alten römischen Grundsatz: *si vis pacem, para bellum*, drückt
Shakespeare so aus:

„Sicherheit macht Frieden krank,
Zu sichre Sicherheit, doch weiser Zweifel
Wird den Klugen Leuchte, dem Arzte Sonde,
Der Wunde Grund zu prüfen.“ („Troilus und Cressida“ II, 2)

Der weise Nestor nennt den Grund für die politische Bedeutung einer Wahl („Troilus und Cressida“ I, 3):

„Und Wahl, einmütiger Einklang alles Urteils,
Leiht Würde dem Erkornen, kocht heraus
Gleichsam von unser Aller Wert und Kraft
Die Quintessenz des Manns.“

Angelo in „Maß für Maß“ (II, 4) gibt dem vererbten Recht, der angestammten Würde den Vorzug:

„O Rang, O Würde!
Wie oft durch äußre Schal und Form erzwingst du
Ehrfurcht von Toren; lockst die Bessern selbst
Durch falschen Schein! – Blut, du behältst dein Recht;
Schreibt „guter Engel!“ auf des Teufels Hörner,
So sind sie nicht sein Zeichen mehr.“

Ein Menschenkenner und Diktator wie Julius Cäsar (I, 2) kennt die Männer seiner Umgebung; er weiß, wen er politisch zu fürchten hat und wem er arglos begegnen kann:

„Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen.
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich.“

Antonius: „O fürchtet den nicht; er ist nicht gefährlich,
Er ist ein edler Mann und wohlgesinnt.“

Cäsar: „Wär' er nur fetter! – Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne niemand, den ich eher miede
Als diesen hagern Cassius. Er liest viel;
Er ist ein großer Prüfer und durchschaut
Das Tun der Menschen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Musik;
Er lächelt selten, und auf solche Weise,
Als spott' er und verachte dessen Geist,
Den irgendwas zum Lächeln bringen konnte.
Und solche Männer haben nimmer Ruh',
Solang sie jemand größer sehn als sich:

Das ist es, was sie so gefährlich macht.
Ich sag' dir eher, was zu fürchten stände,
Als was ich fürchte: ich bin stets doch Cäsar.“

An das Ende dieses Abschnittes setze ich Worte, die Shakespeare in seinen Dramen über das Inselreich gesprochen hat, sein Vaterland „England“:

„Im großen Teich ein
Schwanennest“ („Cymbeline“ III, 4).

„Von der See umzäunt,
Dies wellenfeste Bollwerk, sicher stets
Und unbesetzt von fremden Unternehmen.“

(„König Johann“ II, 1).

Gaunt sagt in „König Richard II.“ (II, 1):

„Der Königsthron hier, dies gekrönte Eiland,
Dies Land der Majestät, der Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, halbe Paradies,
Dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut,
Der Ansteckung und Hand des Krieges zu trotzen,
Dies Volk des Segens, diese kleine Welt,
Dies Kleinod, in die Silbersee gefaßt,
Wie ihr den Dienst von einer Mauer leistet,
Von einem Graben, der das Haus verteidigt
Vor weniger beglückter Länder Neid;
Der segensvolle Fleck, dies Reich, dies England,
Die Amm' und schwangrer Schoß erhabner Fürsten,
Furchtbar durch ihr Geschlecht, hoch von Geburt.
So weit vom Haus berühmt durch ihre Taten
Für Christendienst und echte Ritterschaft,
Als fern im starren Judentum das Grab
Des Weltheilandes liegt, des Jungfrausohnes:
Dies teure, teure Land so teurer Seelen,
Durch seinen Ruf in aller Welt so teuer,
Ist nun in Pacht, – ich sterbe, da ich's sage, –
Gleich einem Landgut oder Meierhof.
Ja, England, eingefaßt vom stolzen Meer,

Des Festgestade jeden Wellensturm
Des neidischen Neptunus wirft zurück,
Ist nun in Pacht, — ich sterbe, da ich's sage, —
Und Schriften auf verfaultem Pergament.
England, das andern obzusiegen pflegte,
Hat schmäählich über sich nun Sieg erlangt.
O wick' das Ärgernis mit meinem Leben,
Wie glücklich wäre dann mein naher Tod.“

König Heinrich V. spornt seine Ritter, seine Truppen zum Kampf für England an (III, 1):

„Noch einmal stürmt, noch einmal, lieben Freunde!
Sonst füllt mit toten Englischen die Mauer.
Im Frieden kann so wohl nichts einen Mann
Als Demut und bescheidne Stille kleiden,
Doch bläst des Krieges Wetter euch ins Ohr,
Dann ahmt den Tiger nach in seinem Tun;
Spannt eure Sehnen, ruft das Blut herbei,
Entstellt die liebliche Natur mit Wut,
Dann leiht dem Auge einen Schreckensblick,
Und laßt es durch des Hauptes Bollwerk spähn
Wie ehernes Geschütz; die Braue schatt' es
So furchtbarlich, wie ein zerfressner Fels
Weit vorhängt über seinen schwachen Fuß,
Vom wilden wüsten Ozean umwühlt.
Nun knirscht die Zähne, schwellt die Nüstern auf,
Zur vollen Höh'. — Auf, Englische von Adel!
Das Blut von kriegbewährten Vätern hegend,
Von Vätern, die, wie soviel Alexander,
Von früh bis Nacht in diesen Landen fochten,
Und, nur weil Stoff gebrach, die Schwerter bargen!
Entehrt nicht eure Mütter; nun bewährt,
Daß, die ihr Väter nanntet, euch erzeugt.
Seid nun ein Vorbild Menschen gröbern Bluts,
Und lehrt sie kriegen. — Ihr auch, wackres Landvolk,
In England groß gewachsen, zeugt uns hier
Die Kraft genoßner Nahrung; laßt uns schwören,

Ihr seid der Pflege wert, was ich nicht zweifle:
Denn so gering und schlecht ist euer keiner,
Daß er nicht edlen Glanz im Auge trüg'.
Ich seh' euch stehen, wie Jagdhund' an der Leine,
Gerichtet auf den Sprung; das Wild ist auf,
Folgt eurem Mute, und bei diesem Sturm
Ruft: Gott mit Heinrich! England, Sankt Georg!“

Die Königin in „Cymbeline“ (III, 1) stellt ihrem Gatten die Gunst der Lage und den Ruhm des Insellandes vor:

„Denkt, mein Herrscher,
Der Kön'ge, Eurer Ahnen; und zugleich,
Wie die Natur umbollwerkt unsre Insel.
Sie steht, ein Park Neptuns, umpfählt, verzäunt,
Mit unersteigbar'n Felsen, brüll'nden Fluten,
Sandbänken, die kein feindlich Fahrzeug tragen,
Nein, es verschlucken bis zum Wimpel.
Wohl ward hier Cäsarn eine Art Erobrung;
Doch ward ihm hier sein Prahlen nicht erfüllt
Vom „Kam und sah und siegte“. Nein, mit Schmach
(Der ersten, die ihn je berührte) floh
Zweimal geschlagen er von unserem Strand.
Sein Schiffgezeug, arm, unbehilflich Spielwerk
Auf unsrer Schreckenssee, wie Eierschalen
Hob es die Brandung und zerschellt' es leicht
An unsern Klippen. Freudig des Erfolgs,
Cassibelan, ruhmreich, einst Meister fast
(O ungetreues Glück) von Cäsars Schwert,
Erleuchtete Luds Stadt mit Freudenfeuern,
Und jeder Brit' erhob sich siegesstolz.“

SPRICHWÖRTLICH

Wenn die Krankheit Verzweifelt ist, kann ein verzweifelt Mittel Nur helfen oder keins.	<i>Hamlet IV, 3</i>
Dem edleren Gemüte Verarmt die Gabe mit des Gebers Güte.	<i>Hamlet III, 1</i>
Uns Alten ist's so eigen, wie es scheint, Mit unsrer Meinung übers Ziel zu gehn, Als häufig bei dem jungen Volk der Mangel An Vorsicht ist.	<i>Hamlet II, 1</i>
Schnöde Taten, Birgt sie die Erd' auch, müssen sich verraten.	<i>Hamlet I, 3</i>
In Schwachen wirkt die Einbildung am stärksten.	<i>Hamlet III, 4</i>
Eine lose Rede schläft in dummen Ohren.	<i>Hamlet IV, 2</i>
Je weniger eine Hand verrichtet, desto zarter ist ihr Gefühl.	<i>Hamlet V, 1</i>
Weisheit und Tugend scheint dem Schlechten schlecht; Schmutz riecht sich selber nur.	<i>König Lear IV, 2</i>
Nicht alles ist ja Fehl, was Torheit meint Und Aberwitz so nennt.	<i>König Lear II, 4</i>
Die beste Wärtrin der Natur ist Ruhe.	<i>König Lear IV, 4</i>
Wer nicht Kruste hat noch Krum, Was er auch bittet, er gilt für stumm.	<i>König Lear I, 4</i>
Aus Spöttern werden oft Propheten.	<i>König Lear V, 3</i>

Man lasse den, der selbst sich führen will.	<i>König Lear III, 1</i>
Was List verborgen, wird ans Licht gebracht, Wer Fehler schminkt, wird einst mit Spott verlacht.	<i>König Lear I, 2</i>
Und kann noch schlimmer gehn! 's ist nicht das Schlimmste, Solang man sagen kann: dies ist das Schlimmste.	<i>König Lear IV, 1</i>
Er hat Vernunft noch, sonst könnt' er nicht betteln.	<i>König Lear IV, 1</i>
Gefährliche Gedanken sind gleich Giften, Die man zuerst kaum wahrnimmt am Geschmack, Allein nach kurzer Wirkung auf das Blut Gleich Schwefelminen glühn.	<i>Othello III, 3</i>
Vergnügen und Geschäft verkürzt die Zeit	<i>Othello II, 3</i>
Wenn der Bestohlene nicht vermißt den Raub, Sagt ihr's ihm nicht, so ist er nicht bestohlen.	<i>Othello III, 3</i>
Man sollte sein das, was man scheint; Und die es nicht sind, sollten's auch nicht scheinen.	<i>Othello III, 3</i>
Man ficht doch lieber mit zerbrochenem Schwert, Als mit der bloßen Hand.	<i>Othello I, 3</i>
Beförd'ung geht nach Gunst, nicht nach Verdienst.	<i>Othello, Bod. 88</i>
Gedeiht auch schlechtes Unkraut ohne Sonne, Von Früchten reift zuerst, die erst geblüht.	<i>Othello II, 3</i>
Geschwindigkeit wird nie so sehr bewundert Als von Saumseligen.	<i>Antonius und Cleopatra III, 7</i>
Die zeigen Ekel der verblühten Rose, Die vor der Knospe knieten.	<i>Antonius und Cleopatra III, 11</i>
Mehr schmerzt das Scheiden nicht von Seel' und Leib, Als Größe, die uns abfällt.	<i>Antonius und Cleopatra IV, 11</i>

Früh fängt der Morgen an, so wie der Geist
 Des Jünglings, der sich zeigen will der Welt.
Antonius und Cleopatra *IV, 4*

Was ihr nicht tut mit Lust, gedeiht Euch nicht.
Der Widerspenstigen Zähmung *III*

Unter faulen Äpfeln gibt's nicht viel Wahl.
Der Widerspenstigen Zähmung *V, 1*

Mein Kuchen ist nicht zäh, doch geh' ich mit ins Haus,
 Hab' ich schon nichts zu hoffen, als meinen Teil am Schmaus.
Der Widerspenstigen Zähmung *V, 2*

Der Narben lacht, wer nimmer fühlte Wunden.
Romeo und Julia *II, 2*

Wer vor der Zeit beginnt, der endigt früh. *Romeo und Julia* *I, 2*
 Großvaterspruch: Wer's Licht hält, schauet zu!
Romeo und Julia *I, 4*

Wer hastig läuft, der fällt; drum eile nur mit Weil'!
Romeo und Julia *II, 3*

Neuer Würde Schmuck
 Schmiegt, wie ein neu Gewand, sich durch Gebrauch
 Dem Leib erst an. *Macbeth* *I, 3*

So lang' ist keine Nacht,
 Daß endlich nicht der helle Morgen lacht. *Macbeth* *IV, 3*

Das Mahl ist käuflich,
 Bei dem der Geber nicht uns oft versichert,
 Wie gern er's gibt. Satt ist man sich daheim,
 Doch auswärts ist des Mahles Würze Form,
 Sonst wär es schmucklos. *Macbeth* *III, 4*

Zweifel sind Verräter,
 Die oft ein Gut entziehn, das wir erreichten,
 Wenn den Versuch wir wagten. *Maß für Maß* *I, 5*

Gedanken spinnen zeugt kein sichres Hoffen,
 Entscheidung wird allein durchs Schwert getroffen.
Macbeth *V, 4*

Wer ernten will, muß erst den Samen streun.
Maß für Maß *IV, 1*

Verzeihung ist nur Mutter neuer Schuld. *Maß für Maß* *II, 2*

Triumph um nichts und Klag' um Kleinigkeit
 Ist Affenlust und eitler Knaben Leid. *Cymbeline* *IV, 2*

Schlecht stammt von schlecht, niedrig von niedrig nur,
 Mehl hat Kleie, Huld und Schmach Natur.
Cymbeline *IV, 2*

Folgt eurem Tagsgeschäft; Gewohnheit stören
 Heißt alles stören. *Cymbeline* *IV, 2*

Wer stets zu Haus bleibt, hat nur Witz fürs Haus.
Die beiden Veroneser *I, 1*

Ja; leicht verirrt ein armes Schäfchen sich
 Sobald der Schäfer von der Herde wich.
Die beiden Veroneser *I, 1*

Mit Taten schmückt sich Treu und nicht mit Worten.
Die beiden Veroneser *II, 2*

Auf zeit'gen Frühling währt der Sommer wenig.
König Richard III., III, 1

Hoffnung ist schnell, und fliegt mit Schwalben-Schwingen;
 Aus Kön'gen macht sie Götter, Kön'ge aus Geringen.
König Richard III., V, 2

Wer Worte macht tut wenig: Seid versichert,
 Die Hände brauchen wir und nicht die Zungen.
König Richard III., I, 3

Denn die Rad' und Wollust
 Sind tauber als der Ottern Ohr dem Ruf
 Wahrhaften Urteils. *Troilus und Cressida* *II, 2*

Des Ruhmes Würdigkeit verliert an Wert,
 Wenn der Gepriesne selbst mit Lob sich ehrt:
 Doch Lob, das vom besiegten Feind erklingt,
 Der Taten Ruf ist's, der zum Himmel dringt.
Troilus und Cressida *I, 3*

Was armer, willger Eifer
Zu leisten nicht vermag, schätzt edle Rücksicht
Nach dem Vermögen nur, nicht nach dem Wert.
Sommernachtstraum U

Wie die am meisten Ketzereien hassen,
Die, einst betört, sie wiederum verlassen.
Sommernachtstraum III, 1

Der Kiebitz schreit nur, wenn er fern vom Neste.
Die Komödie der Irrungen IV, 2

Schmach hat noch Scheinruhm, übt sie ein Verständ'ger,
Und böses Wort verdoppelt böse Tat.
Die Komödie der Irrungen III, 2

Am häßlichsten ist Häßlichkeit am Spötter.
Wie es euch gefällt III, 5

Grausam ist's, den Fallenden zu drängen.
König Heinrich VIII., 5, 2

Sind neue Moden noch so lächerlich,
Ja, selbst unmännlich, doch befolgt man sie.
König Heinrich VIII., 1, 3

Sie sollten fromm sein, würdig ist ihr Amt;
Allein die Kutte macht den Mönch nicht aus.
König Heinrich VIII., III, 1

Wer steilen Berg erklimmt,
Hebt an mit ruhigem Schritt. Der Ärger gleicht
'nem überhitz'gen Pferd, das, gebt Ihr Freiheit,
Am eig'nen Feu'r ermüdet.
König Heinrich VIII., 1

Weise Tat,
Vollbracht mit Vorsicht, schirmt sich selbst vor Zweifeln;
Tat ohne Vorbild aber ist zu fürchten
In ihrem Ausgang.
König Heinrich VIII., 1, 2

Elende sind auf kleine Dinge stolz.
König Heinrich VI., II. T. IV, 1

Denn Sorge wehrt nicht, sie versehrt und zehrt,
Um Dinge, die nicht abzustellen sind.
König Heinrich VI., I. T. III, 3

Verdacht wohnt stets im schuldigen Gemüt;
Der Dieb schaut jeden Wunsch als einen Häscher.
König Heinrich VI., III. T. U, 6

Einen Hund zu schlagen, find't sich bald ein Stock.
König Heinrich VI., II. T. III, 1

Der Fuchs bellt nicht, wenn er das Lamm will stehlen.
König Heinrich VI., II. T. III, 1

Wie Gott doch wirkt in seinen Kreaturen!
Ja, Mensch und Vogel schwingen gern sich hoch.
König Heinrich VI., II. T. II, 1

Ein niedrig schlecht Gemüt nur strebt
Nicht höher an, als sich ein Vogel schwingt.
König Heinrich VI., II. T. II, 1

Man achtet kleiner Hunde Murren nicht,
Doch Große zittern, wenn der Löwe brüllt.
König Heinrich VI., II. T. III, 1

Wo tief der Bach ist, läuft das Wasser glatt.
König Heinrich VI., II. T. I, 1

So flieht der Schäfer achtlos vor dem Wolf,
So gibt das fromme Schaf die Wolle erst,
Dann seine Gurgel an des Schlächters Messer,
König Heinrich VI., III. T. U, 6

Doch hat der Fuchs die Nase erst hinein,
So weiß er bald den Leib auch nachzubringen,
König Heinrich VI., III. T. IV, 7

Der Vogel, den die Rut' im Busche fing,
Mißtraut mit bangem Flügel jedem Busch.
König Heinrich VI., III. T. U, 6

Eines Narren Bolzen sind bald verschossen.
König Heinrich V., III, 3

Am meisten Unkraut trägt der fett'ste Boden.
König Heinrich IV., II. T. IV, 4

Nicht leicht verläßt die Biene ihren Waben
 Im toten Aas. *König Heinrich IV., II. T. IV, 4*

Wer hoch steht, den kann mancher Windstoß treffen,
 Und wenn er fällt, so wird er ganz zerschmettert.
König Richard III., I, 3

Gemäßigte Klage ist das Recht der Toten; übertriebener Gram
 Der Feind der Lebenden. *Ende gut, alles gut I, 1*

Die Seele schmaust, ob auch der Körper darbt;
 Ein fetter Bauch hat magres Hirn; je feister
 Die Rippen, um so eh'r bankrott die Geister.
Liebes Lust und Leid I, 1

Manch einem steht das Wetter aus, der nicht den Wind verträgt.
Liebes Lust und Leid, III, 2

Den bessern Gründen müssen gute weichen. *Julius Cäsar IV, 3*
 Gut Wort geht über bösen Streich. *Julius Cäsar V, 1*

Das Einhorn lasse sich mit Bäumen fangen,
 Der Löw' im Netz, der Elefant in Gruben,
 Der Bär mit Spiegeln und der Mensch durch Schmeichler.
Julius Cäsar II, 1

Die Fertigkeit in Greueln würgt das Mitleid. *Julius Cäsar III, 1*
 Denn Schweigen ist bloß zu empfehlen
 an geräucherten Zungen und jungfräulichen Seelen.
Der Kaufmann von Venedig I, 1

Denn leichtes Weib macht schweren Ehemann.
Der Kaufmann von Venedig V, 1

Am heitern Tage erspähe, was dir fehlt,
 Eh' es die Nacht im dunkeln Schoß verhehlt.
Timon von Athen V, 1

Wer Hügel abträgt, weil sie aufwärtssteigen,
 Dem wird sich bald ein höherer Berg noch zeigen
 Als der, den er zerstört. *Perikles I, 4*

INHALT

Das Leben - doppelköpfig	7
Mensch und Menschenweg	15
Schicksal	22
Leben und Tod	27
Schmerz	44
Der Welt Betrug	47
Geld und Gold	52
Tugend und Ehre	57
Treue	67
Geduld und Mut	70
Freundschaft	74
Wahrheit	76
Leidenschaften	80
Gewissen	84
Von der Liebe	90
Staatsleben	108
Sprichwörtlich	152

